









Cicaden.

Von

August Apel.

Berlin.
Im Kunst- und Industrie-Comptoir.
1810.

An

die Freunde.

Reich blüht der Dichtung stetserneute
Flora:
Glycin' und Malv' und Tulp' und Haide-
blume
Vereint des Frühlings und des Herbstes
Hora;
Schön prangt ihr bunter Chor im Hei-
ligthume,
Und Myrt' und Eichenhain verklärt Au-
rora
Den Gärtnern hell, zu süßem Lohn und
Ruhme;

Weit glänzt die Pracht, vom götterfrohen
Pindus,
Bis fern zum Bett des urahnlichen Indus.

Doch in des heil'gen Hayns umlaubten
Hallen,
In bunter Blüthen hochzeitlichem Reih'n,
Wohnt gern ein Chor tonreicher Nachti-
gallen,
Mischt buntgeschwingter Sylphen Schaar
sich ein;
Wo Blüthenhymnen still aus Düften wallen,

Sucht jedes Leben fröhlichen Verein:
Libellen nahn, und bei dem muntern Psittig
Schwingt ernstes Flugs Zeus Aar den
mächt'gen Fittig.

Und aus dem Hain, aus schönumblühter
Wohnung,
Läßt die Cicad' ihr ländlich Lied ertönen,
Gewohnt der alten, liedergünst'gen Scho-
nung
Bei Nordens Volk und Hellas' Frühlings-
söhnen;

Ein horchend Ohr ist des Gesangs Belohnung,
Der Freunde Gunst wird mehr als Ruhm sie krönen;
Und ohne Furcht vor Zoilus' Armada
Beginnt in Phöbus Hain ihr Lied Cicada.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Bändchen.

Seite

Simo-

Simonides.

Ballade.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas' tapfrem Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,
Der mit der nie verstimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen singt,
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bei dem Mahl.
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas' prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr,
Geschenke thürmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faßt Simonides die Leier,
Und festlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feier
Erhebt begeistert sein Gesang,
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand geflügelt
Den Cästus auf den Gegner schwingt.

Und wie der Preis der Göttersöhne
Vom Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenspiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schaun leuchtend seine Blicke auf,
Er singt, wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf.

Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes theilt,

Und willig, jenen zu erheben,
Bei Hades finstern Schatten weilt;
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.

Doch zürnend hört er Jenen schelten:
„Du sangst der Götter Lob, laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!“
Da spricht der Sänger, — ihn begeistern
Die hohen Götterhymnen noch —
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?“

„Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust,
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewußt.

Was sie gebieten, muß er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund." —

„Wohl! haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn," —
Spricht jener, — „doch die du besungen,
Von ihnen fordr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weisen,
Doch kann ich nicht Vergelter seyn."

Da röthet edle Glut die Wangen
Dem grauen Sänger, und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,

Durch sie zum Himmel Euch zu heben,
Begünstigte von Plutus Raub!"

„Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht.
Ihm konnten sie die Schätze schenken,
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schooße lenken,
Der eure todten Götter trug."

„Sie fesselten des Frühlings Blüthe
Mit Wurzeln an der Erde Schooß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groß,
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schooß genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt."

„So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und, was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weihn.
Wähnt nicht des Sängers Lied zu lohnen, —
Belohnung ist ihm sein Gesang!
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang.“

„Ihr hörtet mich, Zeus hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr.
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leyer,
Die eurer Gottheit Hymnen singt.“ —

Und kaum hat er das Wort geendet,
Da tritt ein Sklave schnell herein.

„Zwei Männer, ferne her gesendet,“ —
Spricht er zum Sänger, — „warten dein.
Sie wollen nicht im Haus' verweilen,
Und weigern sich dem Fest zu nahn,
Doch bitten sie, du wollest eilen,
Und deiner Lieder Lohn empfahn.“

Der Sänger staunt bei diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sklaven nach.
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach.
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr gesehn;
Sie scheinen Göttern gleich verschwunden,
Die warnend schnell vorübergehn.

Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach;
Es stürzt in ungeheuren Massen
Herein das hochgewölbte Dach.

Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödtend selbst, das Grab,
Und Zeus gefei'rte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

Die Bilder der Ahnen.

Erzählung.

Die Dämmerung war beinahe zur völligen Dunkelheit geworden, als Ferdinands Wagen noch langsam durch den Wald fuhr. Der Postillion stimmte die oft gehörten Klagen über die fast unfahrbaren Straßen des Landes an, und Ferdinand hatte bei der allmähligen Bewegung seines Fuhrwerks Muße genug, sich den Betrachtungen und Gefühlen zu überlassen, welche seine Reise und ihr Zweck in ihm rege machten. Er hatte, nach der Sitte der jungen Leute seines Standes, einige Akademien besucht, und war vor kurzem von einer Reise durch die merkwürdigsten Länder Europa's in sein Vaterland zurückgekehrt, um die Erbschaft seines indessen gestorbenen Vaters in Empfang zu nehmen.

Ferdinand war der einzige Sohn seines Vaters, und der letzte Zweig des alten Pannerschen Stammes; um so mehr drang seine Mutter darauf, daß er, den Geburt und Reichthum zu den glänzendsten Verbindungen berechtigten, ihr eine willkommene Schwiegertochter, und der Welt einen Erben seines Namens und seiner Güter schenken möchte. Angelegentlicher, als Alle andre, nannte sie Klotilden von Hainthal, wenn sie mit ihrem Sohn über die Wahl seiner künftigen Gemahlin sprach. Anfangs nannte sie ihren Namen unter Mehrern der Vorzüglichsten, welche sie der Aufmerksamkeit ihres Sohnes werth hielt; bald aber nannte sie selten neben ihr noch eine Andre, und endlich erklärte sie ziemlich bestimmt, ihre Zufriedenheit beruhe auf dieser Verbindung, und sie erwarte, daß Ferdinand ihre für ihn getroffene Wahl billigen werde.

Ferdinand schien indessen nur ungern an eine ernste Verbindung zu denken, und die oft und angelegentlich wiederholten Erinnerungen seiner Mutter waren eben nicht geeignet, ihm die entfernte Klotilde liebenswürdig zu machen. Doch entschloß er sich endlich zu einer Reise in die Residenz, wo die ihm bestimmte Braut sich des Karnevals wegen mit ihrem Vater aufhielt. Hier wollte er sie, den Bitten seiner Mutter gemäß, wenigstens kennen lernen, und, wie er im Geheimen hoffte, Gelegenheit finden, dieser Verbindung etwas anders, als Eigensinn, wie die Mutter seine Weigerung nannte, entgegen zu setzen.

Allein auf dieser Reise in seinem Wagen, und um sich die Stille des nächtlichen Waldes, träumte er sich zurück in die vergangene Zeit der ersten jugendlichen Jahre, in welche die fliehende Kindheit noch den Widerschein ihrer lieblichen Farben wirft.

Es dünkte ihn, als könne er in keiner Zukunft das wiederfinden, was ihn aus jenen Zeiten so wunderbar freundlich anlächelte, und je lieblicher ihn die Vergangenheit an sich zog, desto widriger war ihm der Blick in die Zukunft, die er sich selbst gegen seine Neigung bereiten sollte.

Die Langsamkeit, mit welcher auf dem unebenen Boden sein Fuhrwerk sich bewegte, brachte ihn für seine Wünsche viel zu schnell dem Ziele seiner Reise näher, und die weißen Stundensäulen, deren er immer mehr hinter sich ließ, schienen ihm, wie weiße Gespenster, Unglück verkündigend, bei seinem Wagen vorbei zu wandeln.

Schon tröstete der Postillion, daß die Hälfte des Weges nun bald erreicht sey, und daß die Straße dann, von dem letzten Lustschlosse des Fürsten an, in sehr gutem Stande sey; aber Ferdinand befahl seinem Jäger, im nächsten Dorfe, wo er die Nacht

zubringen würde, halten zu lassen, und die Pferde zurück zu schicken.

Der Weg nach dem Wirthshause des Dorfes zog sich an einigen Gärten hin. Einzelne Töne von musikalischen Instrumenten ließen Ferdinanden ein lärmendes Fest der Dorfbewohner erwarten, dessen Zuschauer er nicht ungern zu seyn pflegte, und von dessen Gewühl er sich eine willkommene Zerstreuung seines Mismuthes versprach. Bald aber bemerkte er in den Tönen nicht die, den Wirthshäusern gewöhnlichen Melodien; und die hell erleuchteten Fenster eines artigen Landhauses, aus welchem die Töne hervordrangen, ließen ihm keinen Zweifel, daß sich hier eine Gesellschaft aus gebildeteren Ständen, als man gewöhnlich auf Dörfern in der rauhen Jahreszeit findet, mit der Ausführung musikalischer Werke vergnügte.

Endlich hielt der Wagen vor dem kleinen, ziemlich verfallenen Wirthshause. Fer-

dinand, der sich hier wenig Unterhaltung und viel Unbequemlichkeit versprach, fragte nach dem Besitzer des Dorfs; aber dieser hatte sein Schloß auf einem benachbarten Gute, und Ferdinand mußte sich entschließen, mit dem besten Platz, welchen ihm der Wirth anweisen konnte, vorlieb zu nehmen.

Sich zu zerstreuen, entschloß er sich zu einem Spaziergang durch das Dorf. Es zog ihn nach der Gegend, in welcher er vorhin die Musik gehört hatte, und in kurzer Zeit hallten ihm die Töne wieder einladend entgegen. Er näherte sich langsam, und trat unter die Fenster des Gartenhauses.

In der offenen Thür desselben saß ein kleines Mädchen, und spielte mit ihrem kläffenden Favoriten. Ferdinand, den dieses fremdartige Accompagnement störte, fragte das Kind, wer in diesem Hause wohne? — „Hier?" — antwortete die Kleine freundlich, — „ei, hier wohnt der Vater; kommen

Sie nur mit!" und damit hüpfte sie die Treppe hinauf.

Ferdinand zögerte etwas, der schnellen Einladung zu folgen; bald aber kam der Hauswirth selbst die Treppe herab. — „Unsre Musik hat Sie wahrscheinlich hierher gelockt," redete er den Fremden freundlich an; — „Sie sind hier in der Pfarrwohnung, und mir herzlich willkommen!"

„Meine Nachbarn und ich haben ein wöchentliches musikalisches Kränzchen errichtet," — fuhr er fort, indem er Ferdinanden die Treppe hinaufführte — „und heute trifft mich die Reihe. Ist Ihnen gefällig, an der Musik Theil zu nehmen, oder zuzuhören, so nehmen Sie hier bei uns Platz; oder wenn Sie durch bessere Musik, als Sie von Dilettanten erwarten können, verwöhnt sind, so finden Sie hier im Nebenzimmer bei meiner Frau noch eine kleine Gesellschaft, die neben unsern Tonübungen ihre Rede-

übungen treibt." — Hiermit öffnete er eine Seitenthüre, machte dem Fremden eine kleine Verbeugung, und setzte sich auf seinen Sessel an das Notenpult. Ferdinand wollte einige Entschuldigungen vorbringen, aber die Gesellschaft fing ohne langes Stimmen die unterbrochene Musik von neuem an, die artige junge Wirthinn bat ihn ebenfalls, nach seinem Gefallen, entweder bei ihrem Manne, oder bei ihrer Gesellschaft Platz zu nehmen, und Ferdinand trat nach einigen Höflichkeitsbezeigungen in ihr Zimmer.

Um das Sofa schloß sich ein Halbkreis von Stühlen, von welchen, bei Ferdinands Eintritt, eine Gesellschaft von Frauen, und einigen wenigen Männern, sich, wie es schien, etwas unwillig über die Unterbrechung, erhob. In der Mitte saß auf einem niedrigen Sessel, mit dem Rücken gegen die Thür, ein junges lebhaftes Mädchen, die bei dem allgemeinen Aufstande das Gesicht nach der

Thüre wendete, und bei dem Anblick des Fremden etwas verlegen und erröthend aufstand. Ferdinand bat dringend, die Unterhaltung nicht zu unterbrechen; man setzte sich wieder, und die Wirthinn wies dem Fremden den Ehrenplatz auf dem Sofa neben ein paar bejahrten Damen an; ihren eignen Stuhl setzte sie neben den Fremden.

„Sie werden bei uns um die Musik kommen,“ — sagte sie, indem sie die Thüre zu dem Musikzimmer zudrückte. „Ich höre zwar selbst sehr gern Musik, nur kann ich mit meinem Mann den Enthusiasmus für bloße Quartett- und Quintett-Musik nicht theilen. Vielen meiner Freundinnen geht es eben so; wir haben daher, wenn unsre Männer bei ihren Notenpulten sitzen, unsre Conversation für uns, welche aber unsern Nachbarn Virtuosen oft zu laut wird. Heute gebe ich meinen lange versprochenen Gespensterthee, wo jeder ein Gespenstergeschicht-

chen oder etwas ähnliches erzählen muß, und Sie sehn, mein Auditorium ist um ein gut Theil zahlreicher, als das musikalische."

„Erlauben Sie mir, es zu vermehren!" — erwiderte Ferdinand. — „Zwar bin ich nicht so geschickt im Auflösen des Wunderbaren wie Hennings oder Wagener..."

„Da kämen Sie auch bei uns übel an," — fiel ihm eine niedliche Brünette ins Wort; — „es ist hier ausgemacht, daß keine Erklärung versucht werden darf, wäre sie auch noch so wahrscheinlich. Das Erklären nimmt einem die ganze Freude an der Erzählung."

„Desto besser —" sagte Ferdinand — „aber ohne Zweifel störte ich eben eine interessante Erzählung: darf ich bitten...."

Die schlanke Blonde, die vorhin von dem Sessel aufgestanden war, erröthete wieder; die kleine muntere Wirthinn aber faßte sie schäkernd am Arme, und führte sie mit-

ten in den Kreis. — „Mache nur keine Umstände, Kindchen,“ — sprach sie — „setze dich auf deinen Sessel und erzähle dein Geschichtchen aus. Der Herr da muß hernach auch etwas zum Besten geben!“

„Nun wenn Sie das versprechen — “ sagte die Blonde, und Ferdinand verbeugte sich bejahend. Sie setzte sich auf den angewiesenen Platz des Erzählers, und begann: „Eine meiner Freundinnen, — sie hieß Juliane — brachte mit ihren Aeltern und Geschwistern regelmäßig alle Sommer auf einem Landgute ihres Vaters zu. Es lag in einer romantischen Gegend, in der Ferne von Gebirgen eingeschlossen, zwischen hohen Eichenwäldern und angenehmen Lusthainen.“

„Das Schloß selbst war uralt, und von einer unzähligen Menge Vorfahren auf Julianens Vater vererbt worden. Daher entschloß sich dieser auch nicht leicht, etwas

verändern zu lassen, und erhielt vielmehr, nach dem Beispiel seiner Voraltern, alles auf das genaueste in dem Zustande, wie es ihm von seinem Vorgänger hinterlassen worden war."

„Unter die Alterthümer des Schlosses, die in vorzüglichem Werth bei ihm standen, gehörte besonders der Familiensaal, ein düstres, hohes gothisches Gewölb, an dessen schwarzen Wänden die Ahnen seines Geschlechtes in alten, lebensgroßen Bildern zu sehen waren. In diesem Familiensaal wurde, nach einer, ebenfalls von den Altvätern hergebrachten Gewohnheit, täglich gespeiset, und Juliane hat mir oft geklagt, daß sie nie ohne die entsetzlichste Bangigkeit, besonders der Abendmahlzeit, in diesem Saale habe beiwohnen können, und daß sie oft eine kleine Krankheit vorgegeben habe, um nur diesen fürchterlichen Saal nicht betreten zu müssen."

„Unter den Bildern nämlich war Eins, vielleicht nicht einmal ein Familienbild, sondern ein fremdes weibliches Portrait, von welchem Julianens Vater selbst nicht angeben konnte, wessen Bild es vorstellte, und wie es in diesen Saal unter die Reihe seiner Ahnen gekommen war, dem er aber doch, vielleicht weil es diese Stelle lange eingenommen hatte, einen Platz unter den Bildern seiner Vorfahren gönnte."

„Dieses Bild konnte Juliane nie ohne einen unwiderstehlichen Schauder betrachten, und wie sie mir erzählt hat, so fühlte sie dieses geheime ahndungsvolle Grauen vor diesem Bilde schon in den frühesten Jahren ihrer Kindheit, ohne daß sie einen bestimmten Grund davon anzugeben wußte. Ihr Vater nannte dieses Gefühl eine kindische Furcht, und zwang sie zuweilen, allein in diesem Saal ein Geschäft zu verrichten. Allein je älter Juliane wurde, desto größer

wurde nur ihr Grauen vor dem wunderbaren Bilde, und sie bat ihren Vater oft mit Thränen, sie nicht allein in diesem Saale zu lassen. Das Bild, sagte sie, blicke sie mit leuchtenden Augen an, nicht finster und schrecklich, aber mit einer so wunderbar freundlichen Wehmuth, als wolle es sie zu sich ziehen und die Lippen öffnen, sie zu rufen; es werde sie auch gewiß noch tödten."

„Der Vater gab endlich selbst die Hoffnung auf, Julianens Furcht zu überwinden, und einmal, als sie bei der Abendmahlzeit vom Schauder einen heftigen Zufall bekam, weil sie gesehn haben wollte, wie das Bild die Lippen bewegte, machte der Arzt es dem Vater zur Pflicht, seine Tochter vor ähnlichen Veranlassungen zum Schreck zu sichern. Das furchtbare Bild ward also aus dem Saale weggenommen, und in ein einsames unbewohntes Zimmer im obern Stock über der Thüre aufgehängt."

„Zwei Jahre lebte nun Juliane sehr vergnügt, und sie blühte zu aller Verwunderung auf, wie eine verspätete Blume; denn die immerwährende Furcht hatte ihr Ansehn zuvor bleich und entstellt gemacht, das Bild mit allen seinen Schrecken war verschwunden, und Juliane ....“

„Sag es nur heraus, kleine Unschuld“ — sagte die muntre Wirthinn, als die Erzählerinn stockte — „Juliane fand Bewunderer ihrer aufblühenden Schönheit, nicht wahr?“

„Nun ja“ — fuhr jene etwas erröthend fort, — „sie war Braut und ihr Verlobter besuchte sie wenig Tage vor der Hochzeit. Da führte sie ihn in dem ganzen Schlosse herum, und zeigte ihm die Aussicht auf die fernen grauen Gebirge aus dem obern Stock. Ohne es selbst zu bemerken, befand sie sich in dem Zimmer, über dessen Thüre jenes unglückliche Bild hing. Ein Fremder, dem

das einsame Portrait auffallen mochte, fragte Julianen, wen es vorstellen sollte. Aufblicken, das furchtbare Gemälde erkennen, und mit einem durchdringenden Schrei nach der Thüre stürzen, war bei Julianen das Werk eines Augenblickes; aber — wurde das Bild durch die Heftigkeit, mit welcher sie die Thüre ergriff, erschüttert, oder war der Moment eben erschienen, in welchen es seine gefürchtete Macht gegen Julianen bewähren sollte, genug, im Augenblicke, da die Unglückliche durch die geöffnete Thüre ihrem Schicksal entfliehen will, stürzt das Bild herab, und Juliane, vom Schreck und der Last des schweren Rahmens zu Boden geworfen, lag in einer Betäubung, von der sie nie wieder erwachte!"

Eine lange Pause, nur von den lange zurückgehaltenen Ausrufungen des Erstaunens und der Theilnahme an der unglücklichen Braut unterbrochen, bezeichnete die

Wirkung, welche diese Erzählung in den Gemüthern der Zuhörer hervorgebracht hatte; nur Ferdinand schien weniger erstaunt, als die Andern. Endlich unterbrach eine der alten Damen in Ferdinands Nachbarschaft die Stille.

„Diese Erzählung" — sagte sie, — „ist buchstäblich wahr; ich kenne selbst die Familie, welcher dieses Bild die Tochter geraubt hat. Auch das Bild habe ich gesehen. Es ist, wie Sie, meine Liebe, richtig bemerkt haben, nichts weniger als fürchterlich, aber von so einer, wie soll ich sagen, — geheimnißvollen Gutmüthigkeit, daß ich selbst seinen Anblick nie habe lange ertragen können, wiewol es einen, durch den wehmüthig-freundlichen Blick, von dem Sie auch sprachen, immer wieder an sich zieht, und mit den Augen zu winken scheint."

„Ich bin überhaupt den Portraits nicht gut," — setzte die Wirthinn hinzu, und

schauderte etwas dabei, — „ich möchte auch keins in meinem Wohnzimmer haben. Man sagt, sie erblassen, wenn das Original stirbt, und je treffender sie sind, desto mehr kommen sie mir vor, wie die angeputzten Wachsfiguren, die ich nie ohne Abscheu habe sehen können.“

„Deswegen“ — sagte die Erzählerinn — „ziehe ich auch die in Handlung gesetzten Portraits den gewöhnlichen Abbildungen der Gesichter vor. Jene sind in ihrer Handlung von dem, der sie ansieht, vollkommen abgesondert, und blicken nicht, wie diese, mit ihren starren Todtenaugen aus ihrem Rahmen in die lebendige Welt heraus. Solche Bilder scheinen mir eben so die, der Kunst anständige, Täuschung zu überschreiten, als die gemalten Statuen.“

„Allerdings,“ — erwiderte Ferdinand, — „und ein fürchterlicher Eindruck eines solchen Bildes in meiner frühern Ju-

gend, dessen Schrecken ich nie vergessen werde, zwingt mich, Ihnen vollkommen Recht zu geben."

„O, erzählen Sie!" rief die Blondine, die noch auf ihrem Erzählersitz saß. — „Sie sind ohnedieß durch Ihr Versprechen gehalten, meinen Platz einzunehmen."

Mit einer leichten Wendung sprang sie auf, und nöthigte scherzend Ferdinanden, seinen Sitz mit dem ihrigen zu vertauschen.

„Meine Geschichte," — sagte Ferdinand, — „würde mit der, welche Sie eben erzählten, zu viel Aehnlichkeit haben; erlauben Sie mir daher...."

„Das thut nichts," — fiel die Wirthinn ihm ein, — „an solchen Dingen hört man sich nicht satt, und so ungern ich dergleichen fatale Bilder ansehe, so höre ich doch gern von ihnen erzählen, wie sie aus ihren Rahmen herausschreiten, oder winken."

„Im Ernst," — fuhr Ferdinand

fort, der sein Versprechen gern wieder zurück gehabt hätte, — „meine Geschichte ist wirklich fast zu grausend für einen so schönen Abend. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich selbst jetzt, nach einigen Jahren, ihrer nicht ohne Schauder erinnern kann“

„O desto besser, desto besser,“ — riefen die meisten Stimmen, — „nun machen Sie uns erst recht neugierig, und da es Ihnen selbst begegnet ist, so erfahren wir doch einmal etwas ganz unbezweifelt gewisses!“

„Mir selbst eigentlich nicht,“ — versetzte Ferdinand etwas einlenkend — „aber einem meiner Freunde, dessen Wort mir so sicher und gewiß ist, als meine eigne Erfahrung.“

Die Bitten wurden wiederholt, und Ferdinand begann:

„Mein Freund, dessen ich eben erwähnte, erzählte mir bei einem freundschaftlichen Streit über Erscheinungen und Vorbedeutungen

tungen folgendes: Ich ward, sprach er, von einem meiner akademischen Freunde eingeladen, die Universitäts-Ferien mit ihm auf dem Landsitze seiner Aeltern zuzubringen. Der Frühling, der nach einem langen traurigen Winter spät, aber desto lebendiger und kräftiger erschien, begünstigte unser Vorhaben, und wir kamen in den schönsten Tagen des Aprils munter und froh, wie die singenden Vögel im Walde, auf dem Schlosse an."

„Mein Freund, mit dem ich auf der Akademie unzertrennlich zu leben gewohnt war, hatte es schon durch seine Briefe so eingerichtet, daß wir auch hier ungetrennt blieben. Wir bezogen einige neben einander gelegene Zimmer des weitläuftigen Schlosses, welche uns die Aussicht auf den Garten, und über denselben hinaus in eine freundliche, von Wäldern und Weinbergen in der Ferne begränzte Gegend gewährten. Nach wenig Tagen war ich so eingewohnt und

mit Jedem vertraut, daß zwischen mir und dem Sohn vom Hause weder von der Familie, noch von der Dienerschaft, ein Unterschied gemacht wurde. Die jüngern Geschwister meines Freundes ließen es sich nicht nehmen, wenigstens die Nacht in meinem Schlafzimmer, wie bei ihrem Bruder, zuzubringen, und seine Schwester, ein liebes Mädchen von zwölf Jahren, schön und lieblich wie eine weiße Rosenknospe, nannte mich ihren Bruder, und behauptete ihr schwesterliches Recht, mich mit jedem ihrer Lieblingsplätze bekannt zu machen, und mich bei der Tafel und in meiner kleinen häuslichen Einrichtung mit dem Nöthigen selbst zu versehen. Unvergeßlich bleibt mir ihre zarte Sorgfalt, unvergeßlicher selbst, als die Schrecken, welche dieses Schloß auf ewig an meine Erinnerung knüpfen."

„Schon am ersten Tage hatte ich an der Wand eines Saales, durch welchen der

Weg zu meinen Zimmern führte, ein großes, in die Mauer befestigtes Bild bemerkt; aber zu sehr mit den neuen, mich von allen Seiten anziehenden Gegenständen beschäftigt, achtete ich wenig darauf. Erst als die beiden jüngern Brüder meines Freundes sich mit so kindlicher Anhänglichkeit an mich anschlossen, und ich sie, die mich fast nie verließen, auch Abends in unser gemeinschaftliches Schlafzimmer begleitete, erregte ihre auffallende Furcht, wenn wir durch diesen Saal gingen, meine Aufmerksamkeit. Jeder schmeichelte sich an mich an, um von mir auf den Arm genommen zu werden, und wer nur an meiner Hand blieb, verbarg wenigstens sein Gesicht darin, um auch nicht den mattesten Schein von diesem Bilde mit seinen Augen aufzufangen."

„Ich wußte, daß sich fast alle Kinder vor kolossalen oder doch in Lebensgröße dargestellten Figuren fürchten, und suchte den

beiden Knaben Muth einzusprechen; gleichwol konnte ich bei näherer Betrachtung dieses Bildes selbst eines unwillkührlichen Grauens mich nicht enthalten. Es stellte einen alten Ritter vor, in unbekannter, den fernsten Jahrhunderten eigner Tracht. Ein weiter grauer Mantel fiel ihm von der Schulter herab bis über die Knie; der eine Fuß schritt vorwärts, als wollte er aus seinem Rahmen heraustreten. Sein Gesicht war von einer erstarrenden Kraft. Solche Mienen hatte ich noch bei keinem Lebenden gesehn. Es war ein fürchterliches Gemisch von Todes-Starrheit, und den Resten einer, selbst der Hand des Todes unbesiegbaren, schmerzlichen, wilden Leidenschaft, als hätte dem Maler ein wiederkehrender Bewohner des Grabes zu diesem entsetzlichen Gemälde die gräßlichen Züge geliehen."

„Ich wurde von einem ähnlichen Grauen, wie die Kinder, befallen, so oft ich es be-

trachten wollte; meinem Freunde war der Anblick unangenehm, doch eben nicht schrecklich; nur seine Schwester konnte die schreckliche Gestalt lächelnd betrachten, und sagte, wenn ich mein Entsetzen äußerte, mitleidig: er ist wol nicht böse, aber gewiß sehr unglücklich!"

„Mein Freund erzählte mir, es sey das Bild des Stammvaters seines Geschlechtes, auf welches sein Vater sehr viel halte. Wahrscheinlich sey es in den ältesten Zeiten schon hier aufgestellt, und es lasse sich nicht wohl herausnehmen, ohne das gleichförmige alte Ansehn dieses ehemaligen Rittersaales zu entstellen." —

„Die Zeit unsrer Ferien entfloh indessen unvermerkt unter ländlichen Freuden, und der letzte Tag unsers schönen Aufenthaltes erschien. Der alte Graf, dem es nicht entging, wie ungern wir den liebenswürdigen Kreis seiner Familie, und die an-

muthigen Umgebungen seines Landsitzes verließen, hatte den Tag vor unsrer angesetzten Abreise mit einer bewundernswerthen Sorgfalt zu einer ununterbrochenen Reihe kleiner ländlicher Feste gemacht. Eins folgte dem andern ohne allen Schein einer Veranstaltung, wie durch innere Nothwendigkeit herbeigeführt, und nur die leuchtenden Augen meiner kleinen schwesterlichen Freundin, wenn sie die Zufriedenheit ihres Vaters bemerkte, und die liebreiche Freundlichkeit, mit welcher dieser Emilien — so nannte sich die kleine Grazie — anblickte, wenn ihn seine eignen Pläne zuweilen durch ihre unerwartete Anordnung überraschten, ließen mich zuweilen das Einverständniß von Vater und Tochter, und zugleich den wichtigen Antheil errathen, welchen diese an der Harmonie hatte, die in den Festen dieses Tages, so wie in den ganzen Einrichtungen auf dem Schlosse, herrschte."

„Der Abend kam, die Gesellschaft zerstreute sich noch in dem Garten, aber meine liebenswürdige Begleiterinn wich nicht von meiner Seite. Die beiden Kinder hüpften munter vor uns her, verfolgten die summenden Maikäfer und schüttelten sie von den blühenden Zweigen. Der Thau erhob sich im Scheine des Monds und lag wie silberner Flor auf Blumen und Gras. Emilie hing wie eine liebende Schwester an meinem Arm, und führte mich noch, wie zum Abschied, in jede Laube und zu jedem Sitz, den ich allein oder an ihrer Seite zu besuchen gewohnt gewesen war."

„Endlich als wir vor der Thüre zu der Gartenseite des Schlosses standen, mußte ich ihr das Versprechen wiederholen, welches ihr Vater schon von mir genommen hatte, einige Wochen des nächsten Herbstes wieder auf diesem Schlosse zuzubringen. „Der Herbst" — sprach sie — „ist so schön, wie

der Frühling; nur ernsthafter, und — ich möchte sagen rührender. Mir scheint es immer, wenn er die welken Blätter so bunt färbt, als wollt' er sie trösten. Sie sollen denken, das neue Jahr kommt und macht sie zu Blüthen; so sterben sie vielleicht froher und fallen gern ab." — Wie gern versprach ich, jede andre Einladung abzulehnen, und ihren Bruder wieder zu ihr zu begleiten. Sie ging in ihr Schlafzimmer, und ich brachte meine kleinen Halbbrüder wie gewöhnlich zur Ruhe. Sie schwärmten die Treppe hinauf, und durch die Reihe der schwach beleuchteten Zimmer; nicht einmal das furchtbare Bild störte heute zu meinem Erstaunen ihre Munterkeit."

„Mir selbst war noch der Kopf und die Brust zu voll von dem heutigen Tage und der ganzen schönen Zeit, die ich auf des Grafen Schlosse verlebt hatte. Alle Bilder dieser frohen Vergangenheit drängten sich

in meiner Erinnerung, und meine, damals noch sehr jugendliche Fantasie ward zu sehr davon bewegt, als daß ich mich nach dem Beispiel meines Freundes schon der Ruhe hätte überlassen können. Die zarte, sich so kindlich-unbefangen hingebende Emilie schwebte mir, wie ein schönes Geisterbild, vor den Augen; ich blickte noch zu meinem Fenster heraus in die Gegend, die ich so oft und eben jetzt zum letztenmale mit ihr durchwandelt hatte, und jede Stelle erschien mir hell in dem weißen Lichte des Monds."

„Die Nachtigallen sangen in den Büschen, die unsre Lieblingssitze blühend umwölbten, und der Fluß, auf dem wir oft, mit Blüthenzweigen bekränzt, unter frohen Gesängen schifften, wallte in silbernem Lichte."

„Verschwunden, dachte ich, in diese Erinnerungen verloren, verschwunden ist vielleicht mit den Blüthen des Frühlings dieser schöne, holde Schimmer der arglosen, ruhig

vertrauenden Kindlichkeit, und es hat sich, wie um die ausgeblühete, reifende Frucht eine harte verhüllende Schale um ihr jetzt sich so liebevoll hingebendes Herz gezogen, wenn der Herbst mich wieder zu ihr führt!“

„Unmuthig trat ich von dem Fenster, und ging, von diesen Gedanken bewegt, durch die nahen Zimmer. Auf einmal stand ich vor dem Bilde des Stammvaters, das, von dem Mondstrahl allein auf seltsame Weise beleuchtet, wie ein gräßliches Gespenst vor mir schwebte. Es schien in dem wunderbaren Lichte wie verkörpert, und aus dem dunkeln Grund hervortretend. Die Starrheit in seinen Zügen schien in die tiefste Wehmuth aufgelöset, und nur durch den kalten, übermenschlichen Ernst des Auges schien der Mund auf dem Uebergang zum klagenden Schmerz zu erstarren.“

„Meine Kniee sanken zusammen, und mit schwankenden Schritten eilte ich in mein

Zimmer zurück an das noch offene Fenster, um mich in der frischen Luft des Abends und beim Anblick der freundlichen Gegend von diesem grauenvollen Anblick zu erholen. Ich blickte in einen breiten Gang von uralten Linden, der sich unmittelbar vor meinem Fenster durch den ganzen langen Garten nach den Ruinen eines alten Thurms hinzog, und der gewöhnliche Platz für unsre ländlichen Vergnügungen und gesellschaftlichen Spiele gewesen war. Die wunderbare Gestalt des Bildes löste sich mir schon in ein täuschendes Phantom, gebildet von meiner erregten Fantasie, auf, als es mir vorkam, als bewege sich eine dichte Thauwolke von den Ruinen durch den Lindengang her."

„Neugierig heftete ich meine Blicke darauf; der sonderbare Nebelball zog mir näher, aber verborgen durch die belaubten Aeste der hohen Linden."

„Plötzlich erblick' ich an einer lichtern

Stelle des Ganges die entsetzliche Gestalt, von welcher das Bild die furchtbaren Züge trug. In den mir wohlbekannten grauen Mantel gehüllt, schritt sie langsam, fast zögernd nach dem Schlosse zu. Kein Laut bezeichnete ihren Tritt auf dem steinichten Boden. So schritt sie, ohne aufzublicken, bei meinem Fenster vorüber, nach einer Nebenthüre, welche zu der vordern Seite des Schlosses führte."

„Außer mir vor Entsetzen warf ich mich in mein Bett, zufrieden, daß an jeder Seite desselben eins der beiden Kinder schlief. Sie lächelten, als sie mein schnelles Herzukommen erweckte, schliefen aber sogleich wieder ein. Die Unruhe verscheuchte mir den Schlaf, und schon wandte ich mich, um zu meiner Zerstreuung eins der Kinder zu wecken; aber — wer spricht mein Entsetzen aus, als ich vor dem einen Bette des Kindes die schreckliche Gestalt stehen sah."

„Starr vor Grausen und Schreck, vermochte ich mich nicht zu bewegen, nicht einmal das Auge vor dem entsetzlichen Anblick zu schließen. Ich sah, wie die Gestalt sich niederbeugte, und die Stirne des Kindes mit einem leisen Kuß berührte. Dann beugte sie sich über mich hinweg, und küßte auch des zweiten Knaben Stirne.“

„Hier verließ mich die Besinnung, und als ich am andern Morgen von den Kindern selbst liebkosend geweckt ward, war ich beinahe versucht, den ganzen Vorfall für einen lebhaften Traum zu halten.“ —

„Die Stunde der Abreise rückte indessen heran, und wir frühstückten noch zum letztenmale zusammen in der blühenden Laube von türkischem Holunder. „Nehmen Sie sich besser auf der Reise in Acht“ — sagte unter andern der alte Graf zu mir, — „Sie waren gestern Abend noch ziemlich spät in etwas leichter Kleidung in dem Garten.

Es war mir bange, Sie möchten sich ein Fieber zuziehn. Die jungen Herren halten ihre Gesundheit für unverwüstlich, aber nehmen Sie den Rath eines Freundes an!"

„In der That" — erwiederte ich ihm, — „möchte ich glauben, ein böses Fieber habe mich diese Nacht geängstet: denn so fürchterliche Fantasien haben mich noch nie erschreckt, als diese Nacht, und ich begreife nun, wie lebhafte Träume oft zu wunderlichen Einbildungen und Erzählungen von Erscheinungen Veranlassung gegeben haben."

„Wie das?" — fragte der Graf etwas unruhig. Ich erzählte die Erscheinung der vorigen Nacht. Der Graf schien zu meinem Erstaunen nicht verwundert, aber im Innersten tief bewegt."

„Beide Kinder küßte der Geist?" — fragte er mit bebender Stimme, und als ich es bejahte, rief er mit dem Ton des tief-

sten Schmerzes: „O Gott, dann sterben auch diese Beide!"

Die Gesellschaft hatte bis jetzt aufmerksam, und ohne durch einen Laut die Erzählung zu unterbrechen, Ferdinanden zugehört. Bei diesen Worten aber schauderten die Meisten, und die Blondine, welche vorher erzählt hatte, stieß einen lauten Schrei aus.

„Urtheilen Sie," — fuhr Ferdinand fort, — „wie diese unerwartete Wendung meinen Freund, in dessen Person ich zeither erzählt habe, überraschen mußte! Die Erscheinung hatte seine Sinne fürchterlich bewegt, aber dieser schmerzhafte Ton des Vaters durchschnitt sein Herz und erschütterte seine ganze Natur mit dem Grauen der Geisterwelt und ihrer verborgenen Schrecken. Es war also kein Traum, kein Fantom der aufgeregten Fantasie! Ein unbezweifelter geheimer Schreckensbote der fremden Welt

war bei ihm vorübergewandelt, hatte an seinem Lager gestanden und den Tod auf die blühenden Wangen der Kinder an seiner Seite geküßt!"

„Vergebens bat er den alten Grafen um einige Enthüllung dieser wundervollen Begebenheit; vergebens drang der Sohn in den Vater, ihm ein Geheimniß zu entdecken, welches wahrscheinlich ein Eigenthum der Familie sey. „Du bist noch zu jung" — antwortete ihm der Vater, — „und solche fürchterliche Dinge, als du selbst unter diesem Geheimnisse vermuthest, erfährst du zu jeder Zeit zu früh für deine Ruhe!"

„Mein Freund bemerkte erst jetzt, als man ihn zur Abreise rief, daß der Graf die Kinder und Emilien während der Erzählung entfernt hatte. Er nahm jetzt innigst bewegt von den zurückkommenden Kindern, die sich gar nicht von ihm trennen wollten, und von dem alten Grafen Abschied.

schied. Emilie winkte ihm aus ihrem Fenster das Lebewohl zu, und nach drei Tagen erhielt der junge Graf die Nachricht von dem Tode beider Kinder. Sie hatten beide in Einer Nacht ihr Leben geendet." —

„Sie sehen," — setzte Ferdinand etwas muntrer hinzu, um die Gesellschaft, welche ihm zu bewegt schien, von dem grauenvollen Inhalt seiner Erzählung nach und nach abzulenken, — „Sie sehen, daß mein Mährchen so weit von der, Ihnen mit Recht anstößigen natürlichen Erklärung des Wunderbaren in ihm entfernt ist, daß es nicht einmal die volle Bekanntschaft mit seinen Wundern zuläßt, welches man doch mit Recht von einer jeden Erzählung verlangt. Ich habe aber nie etwas mehr erfahren können, und da der alte Graf gestorben ist, ohne seinem Sohn das Geheimniß des Bildes zu enthüllen, so sehe ich keine Möglichkeit, jemals anders, als durch willkührliche Dich-

tung, die gewiß nicht uninteressante Geschichte dieses Bildes aufzufinden."

„Dieses scheint auch eben nicht nöthig" — sagte ein junger Mann. — „Diese Geschichte ist so, wie die vorher erzählte, in der That zu Ende, und giebt gerade die Befriedigung, welche eine Erzählung dieser Art geben soll."

„Ich würde Ihrer Meinung nicht beistimmen," — antwortete Ferdinand, — „wenn ich den wunderbaren Zusammenhang jenes Bildes mit dem nächtlichen Kindertödter, oder der Furcht Julianens vor dem Bilde mit ihrem Tod durch dasselbe, zu enthüllen wüßte. So aber bin ich Ihnen für Ihre Zufriedenheit verbunden, und begnüge mich wohl selbst in Ermangelung des Ganzen mit dem Fragment."

„Was würden Sie aber für die Fantasie gewinnen," — fragte Jener, — „wenn Ihnen dieser Zusammenhang klar würde?"

„Offenbar viel,“ — erwiderte Ferdinand. „Denn die Fantasie verlangt eben so Vollkommenheit ihrer Bildungen, wie der Verstand in seinem Gebiete Uebereinstimmung der Begriffe fordert.“

Die Wirthinn, welche die Streitigkeiten der Gelehrten nicht liebte, schlug sich auf Ferdinands Seite, und sagte: „Wir Weiber sind einmal neugierig; halten Sie es uns also wenigstens zu gut, wenn wir bedauern, daß das Ende fehlt. Es kommt mir gerade vor, als ob ich die letzten Scenen von Mozart's Don Juan ohne die vorhergehenden sehen sollte. Damit würden Sie auch nicht zufrieden seyn, so vortrefflich auch die letzten Scenen an und für sich sind.“ —

Der junge Mann schwieg, vielleicht weniger überzeugt, als gefällig gegen die artige Wirthinn. Die Gesellschaft schwatzte noch das und jenes. Viele machten Anstalt zum

Aufbruch, und Ferdinand, der seit seiner Erzählung sich vergebens überall nach der Blondine umgesehn hatte, stand schon vor der Thüre, als ein ziemlich bejahrter Mann, den er im Musikzimmer gesehn zu haben sich erinnerte, ihn anredete.

„War nicht" — fragte er, — „der Name Ihres Freundes, dessen Geschichte Sie uns erzählten, Graf Panner?"

„So hieß er" — antwortete Ferdinand betroffen. — „Woher errathen Sie — — ist Ihnen die Familie bekannt?"

„Sie haben reine Wahrheit erzählt," — erwiderte der Unbekannte — „wo hält sich der Graf auf?"

„Er reiset gegenwärtig," — versetzte Ferdinand, — „aber ich erstaune..."

„Korrespondiren Sie mit ihm?" — fragte der Unbekannte weiter.

„Ja!" — erwiderte Ferdinand, — „aber ich begreife nicht..."

„So sagen Sie ihm," — fuhr der Alte fort, — „daß Emilie seiner noch gedenkt, und daß er kommen soll, wenn ihm an der Enthüllung des Geheimnisses liegt, das seine Familie selbst sehr nahe betrifft."

Mit den letzten Worten stieg der Alte in seinen Wagen, und war Ferdinanden aus dem Gesicht, ehe dieser sich von seinem Erstaunen erholen konnte.

Vergebens sah Ferdinand nach einem Menschen sich um, den er nach dem Namen des Unbekannten fragen konnte. Alle Gäste hatten sich schon zu Fuß oder zu Wagen entfernt, und schon machte er den Plan, der Unschicklichkeit Trotz zu bieten, und sich bei dem Pfarrer, der ihn so freundlich aufgenommen hatte, selbst zu erkundigen, als eben die Thüre des Gartenhauses verschlossen ward. Er mußte unmuthig den Weg in sein kleines Wirthshaus zurückzufinden ver-

suchen, und seine Nachforschungen bis zu einem Morgenbesuch verschieben. —

Emiliens Bild war durch die schreckliche Begebenheit in der Nacht vor dem Abschiede verdunkelt worden, und die Zerstreuungen bei Ferdinands bald darauf erfolgenden Reisen waren nicht geeignet gewesen, es aus seinem Dunkel hervorzurufen. Jetzt wurden diese Erinnerungen durch jene Erzählung und durch die unerwartete Anrede des Alten aus ihrem Schlummer geweckt, und mit ihnen erwachte die Liebe zu Emilien, aber lebendiger und glühender, als bei ihrem ersten, stillen Entstehen. Er glaubte, in der schönen Blonden, Emiliens ausgebildete Züge wieder zu erkennen. Jemehr er ihre Gestalt, ihren Blick, den Ton ihrer Rede und die Grazie aller ihrer Bewegungen sich zurückrufte, desto auffallender ward ihm diese Aehnlichkeit. Der Ausruf des Schreckens, als er des alten Grafen Den-

tung der Erscheinung auf den Tod der Kinder erzählte, ihr schnelles Verschwinden nach jener Erzählung, selbst ihre Bekanntschaft mit seiner Familie, — denn die schöne Blonde hatte, ohne es zu wissen, in Julianens Geschichte die Geschichte von Ferdinands Schwester erzählt, — machten ihm seine Vermuthung zur Gewißheit.

Die Nacht verstrich unter Entwürfen, Plänen und Zweifeln; und kaum konnte Ferdinand den Morgen erwarten, welcher ihm dieses Dunkel aufhellen sollte. Er traf den Pfarrer schon unter seinen Musikalien, und fand bald Gelegenheit, durch eine ungezwungene Wendung des Gesprächs sich nach einigen Personen unter den gestrigen Zuhörern und Zuhörerinnen zu erkundigen.

Aber leider fand Ferdinand wenig befriedigende Antwort auf seine Fragen nach der schönen Blonden und dem räthselhaften Unbekannten. Denn der Pfarrer war

in seine Musik so vertieft gewesen, daß er viele seiner Gäste kaum bemerkt hatte, und es war Ferdinanden nicht möglich, selbst durch die genaueste Beschreibung der Kleider und andern Eigenthümlichkeiten ihm begreiflich zu machen, von wessen Namen er eigentlich unterrichtet seyn wollte. „Schade,“ — sagte endlich der Pastor, — „daß meine Frau ausgegangen ist, die könnte Ihnen am besten Aufschluß geben. Ihrer Beschreibung nach scheint mir zwar die blonde Dame das Fräulein von Hainthal gewesen zu seyn, doch . . .“

„Fräulein von Hainthal?“ — unterbrach ihn Ferdinand etwas rasch, faßte sich aber sogleich wieder.

„So glaube ich,“ — sagte der Pastor. — „Kennen Sie das Fräulein?“

„Ihre Familie,“ — antwortete Ferdinand, — „ich vermuthete nur aus einiger Familienähnlichkeit, es könne vielleicht die

junge Gräfinn Wartburg gewesen seyn, deren Bruder dem Fräulein etwas gleicht."

„Es wäre auch möglich," — erwiderte der Pastor. — „Sie haben also den unglücklichen Graf Wartburg gekannt?"

„Unglücklich?" — fragte Ferdinand sich verwundernd.

„Sie wissen also nichts von dem traurigen Vorfalle," — fuhr der Pastor fort, — „der vor kurzem auf dem Schlosse Wartburg sich zugetragen hat? Der junge Graf, der auf seinen Reisen manche vortreffliche Gartenanlagen gesehen haben mochte, wollte die schöne Gegend um sein Schloß durch einige neue Anlagen verschönern. Bei diesem Plane schienen ihm die Ruinen eines alten Thurmes im Wege zu seyn, und er gab Befehl, sie abzubrechen. Sein Gärtner machte ihm vergebens Vorstellungen, daß diese Ruinen, von dem einen Flügel des Schlosses aus betrachtet, den schönsten Schluß der

Perspektive eines uralten majestätischen Lindenganges bildeten, und übrigens die Anlegung der neuen Parthie nur noch romantischer machen würden. Ein alter, im Dienst seiner Vorfahren ergrauter Diener bat ihn mit Thränen, die ehrwürdigen Reste früher Jahrhunderte zu schonen, und man sprach sogar, es habe sich eine alte Sage in der Gegend erhalten, daß an diese Ruinen die Dauer des Wartburgischen Geschlechts durch einen alten Zauber geknüpft sey."

„Der Graf achtete, als ein hell denkender Kopf, diese Reden nicht, und vielleicht befestigten sie mehr seinen Entschluß, statt ihn wankend zu machen. Die Werkleute kamen; das mit ungeheuren Felsstücken verbundene Mauerwerk widerstand lange den vereinigten Kräften der Werkzeuge und selbst des Pulvers; die Erbauer schienen für die Ewigkeit gearbeitet zu haben."

„Endlich überwand die zerstörende Ge-

walt. Ein Felsenstück riß sich los, und stürzte durch eine, unter Schutt und Gesträuch lange verborgen gewesene Oeffnung in eine tiefe Höhle hinab. Man entdeckte bei den Stralen des hineinfallenden Tageslichtes ein weites, unterirdisches, auf starken Pfeilern ruhendes Gewölbe, und eilte, den jungen Grafen vor aller weitern Nachforschung davon zu benachrichtigen."

„Er kam, und begierig, den unterirdischen Aufenthalt kennen zu lernen, ließ er sich mit zwei von seinen Dienern hinab. Sie fanden bald verrostete Ketten, in Steine befestigt, die deutlichen Zeichen der ehemaligen Bestimmung dieses Gewölbes. Auf der einen Seite erblickten sie einen menschlichen Körper in der weiblichen Kleidung der frühesten Vorzeit, der, wie es schien, der Zerstörung wunderbar widerstanden hatte. Neben ihm hingeworfen lag ein zerfallenes menschliches Gerippe. Die beiden Diener

erzählen, der junge Graf habe bei dem Anblicke jenes Körpers mit dem Ton des höchsten Entsetzens ausgerufen: „Heiliger Gott, das ist sie, deren Bild meine Braut tödtete!“ Dabei sey er sinnlos neben dem Körper zu Boden gestürzt, worauf der Leichnam von der Erschütterung sogleich in Staub zerfallen sey.“

„Der Graf ward ohnmächtig aus dieser schrecklichen Gruft gebracht, kam aber durch die Bemühung der Aerzte zwar ins Leben, aber nie zur Besinnung zurück. Wahrscheinlich hat die lang verschlossene Luft dieses Gewölbes den Zufall bewirkt, und der Graf ist wirklich wenig Tage darauf im Wahnsinn gestorben. Sonderbar ist es, daß durch seinen Tod das Erlöschen seines Geschlechts mit der Zerstörung jener alten Ruinen zusammentrifft; denn es ist wirklich kein männlicher Zweig dieser alten Familie mehr vorhanden, und die geheimen Erbverträge,

die noch vom Kaiser Otto bestätigt und versiegelt im Geschlechtsarchive liegen, und als Familiengeheimniß bisher nur durch mündliche Tradition von Vater auf Sohn vererbt worden sind, werden nun müssen eröffnet werden. Auch ist es gegründet, daß ein Bild die Braut des jungen Grafen vor ungefähr einem halben Jahre getödtet hat."

„Ich habe gestern diesen Unglücksfall von der jungen blonden Dame erzählen hören" — fiel Ferdinand ein.

„So ist es wol möglich, daß es Gräfinn Emilie selbst gewesen ist," — erwiderte der Pfarrer. — „Sie war die vertrauteste Freundinn jener unglücklichen Braut."

„Lebt die Gräfinn nicht auf dem Schlosse Wartburg?" — fragte Ferdinand.

„Sie lebt," — antwortete der Pfarrer, — „seit dem Unglück ihres Bruders bei einer Verwandtinn ihrer Mutter auf dem nahen Schlosse Lilienfels. Ihr vä-

terliches Schloß steht wegen Ungewißheit der Erben unter Administration."

Ferdinand wußte genug, um seine Reise nach der Residenz aufzugeben. Er dankte dem Pastor für seine Nachrichten, und fuhr sogleich nach dem Schlosse, auf welchem Emilie wohnte.

Es war noch heller Tag, als Ferdinand auf dem Schlosse ankam. Den ganzen Weg über hatte ihm die schöne Gestalt, die er gestern zu spät erkannt hatte, vor den Augen geschwebt. Er rufte sich jedes ihrer Worte zurück, ihren Ton, ihre Bewegungen; und was der ruhigen Erinnerung nicht erschien, das bildete ihm die Fantasie mit den zarten Formen des ersten jugendlichen Gefühls und mit den glühenden Farben der neu erwachten Liebe. Er machte Emilien schon stille Vorwürfe, daß sie ihn gestern nicht, so wie er sie, wieder erkannt habe; und um zu versuchen, ob sein Aeußeres ihr

wirklich ganz fremd worden sey, ließ er sich ohne Namen als einen Fremden, der in Familienangelegenheiten mit ihr zu sprechen habe, ansagen.

In unruhiger Erwartung stand er in dem Zimmer, in welches man ihn geführt hatte, und unter den Bildern, mit welchen es geschmückt war, erkannte er bald die schönen Züge, die ihn seit gestern von neuem bezauberten. Noch stand er in entzückter Betrachtung, da öffneten sich die Thüren, und Emilie trat herein. Sie erkannte Ferdinanden sogleich, und mit dem süßesten Ton hieß sie den Freund ihrer Kindheit willkommen.

Ferdinand war vor Erstaunen fast unfähig, ihren freundlichen Empfang zu erwidern. Es war nicht die reizende Blonde von gestern, nicht eine dem Bilde seiner Fantasie ähnliche Gestalt, die ihm jetzt entgegentrat. Es war Emilie selbst in einer,

seiner Fantasie unerreichbar gewesenen Schönheit. Er erkannte jeden Zug des ehemals so schön aufblühenden Kindes wieder, aber in der Vollendung, welche die Natur ihren Lieblingen in den seltnen Momenten ertheilt, wo sie ihre zum Himmel der Ideale strebende Tochter besiegen und den, um den Tod der Ideen trauernden Geist, durch sichtbare Geburt ihrer ewigen Bilder versöhnen zu wollen scheint. Ferdinand war lange wie geblendet; er wagte es nicht, von seiner Liebe zu sprechen, und noch weniger, der Bilder und der andern Wunder des Schlosses zu erwähnen. Emilie sprach von den glücklichen Tagen ihrer Kindheit, und erwähnte nur im Vorübergehn des unglücklichen Todes ihres Bruders.

So war der Abend herangekommen, als die schöne Blonde mit dem Unbekannten von gestern hereintrat. Emilie stellte beide Ferdinanden als den Baron

Hainthal und seine Tochter Klotilde vor. Sie erkannten beide den Fremden von gestern; Klotilde scherzte über sein Incognito, und Ferdinand befand sich durch eine kurze Reihe unerwarteter und doch sehr natürlicher Zufälle auf einmal zwischen seiner bestimmten Braut, seiner wiedergefundenen Geliebten und dem räthselhaften Unbekannten, der ihm die Aufschlüsse über die wunderbaren Bilder versprochen hatte.

Bald ward noch die Gesellschaft durch die Eigenthümerinn des Schlosses vermehrt, in welcher Ferdinand ebenfalls eine seiner Nachbarinnen bei dem gestrigen Thee erkannte. Man berührte, um Emilien zu schonen, nichts von den Gegenständen, welche Ferdinanden am meisten am Herzen lagen; aber nach aufgehobener Abendtafel näherte sich ihm der Baron.

„Ich zweifle nicht," — sprach er, — „daß Sie sehr einige Aufklärung über die

wunderbaren Begebenheiten wünschen, von welchen Sie nach Ihrer gestrigen Erzählung selbst ein Zeuge gewesen sind. Ich erkannte Sie sogleich, und wußte, daß die angebliche Erzählung Ihres Freundes Ihre eigene Geschichte war. Zwar kann ich Ihnen nicht mehr entdecken, als mir selbst bekannt worden ist; indessen wird dieses hinlänglich seyn, Sie auf die Begebenheiten der künftigen Tage im Voraus aufmerksam zu machen, und vielleicht Emilien, welche ich wie meine Tochter liebe, und deren Ihre Erzählung so theilnehmend erwähnte, vor Sorgen und Kummer zu bewahren."

„Emilien vor Kummer zu bewahren," — fiel Ferdinand schnell ein, — „sprechen Sie, was soll ich thun?"

„Wir sind hier nicht ungestört," — antwortete der Baron. — „Morgen früh suche ich Sie in Ihrem Zimmer auf, und theile Ihnen mit, was ich weiß."

Ferdinand bat um eine Unterredung in der Nacht, aber der Baron blieb unbeweglich. „Es ist mir nicht darum zu thun,“ — sprach er, — „Ihre Fantasie durch ein wundervolles Mährchen zu bewegen, sondern über wichtige Angelegenheiten zweier bedeutenden Familien mit Ihnen zu berathschlagen. Darum soll ein heitrer Morgen das Grausende der Begebenheiten, die Sie hören werden, mildern. Erwarten Sie mich, wenn Sie es nicht anders gewohnt sind, bei frühem Morgen. — Ich liebe es, der Sonne früh entgegen zu sehen, darum ist mir auch die Zeit bis zum natürlichen Mittag für meine Geschäfte nie zu kurz vorgekommen“ — setzte er, sich halb an die Gesellschaft wendend, lächelnd, als wäre die Rede von gleichgültigen Modegegenständen gewesen, hinzu.

Ferdinand träumte unruhig von dem Gespräch, das ihn erwartete, und der Ba-

ron fand ihn am offnen Fenster, als kaum der erste weiße Morgenstral am fernen Horizonte sich erhob.

„Sie wissen," — sprach der Baron, indem er sich zu Ferdinanden setzte, — „daß ich mit dem alten Graf Wartburg durch meine Verbindung mit seiner Schwester sehr nahe verwandt war. Diese Verwandtschaft war nicht sowol Grund, als vielmehr Folge unserer vertrauten Freundschaft. Wir wußten einer um des andern verborgenste Gedanken, und keiner unternahm etwas, an dessen Idee der Freund nicht denselben Antheil gehabt hätte, als er selbst. Nur Ein Geheimniß hatte der Graf vor mir, und ich würde nicht einmal erfahren haben, daß er ein Geheimniß verbarg, hätte mir nicht ein Ungefähr dieses entdeckt."

„Es verbreitete sich einmal das Gerücht, daß sich das Gespenst am Nonnensteine — so nennen die Bauern den Platz, auf wel-

chem die Ruinen des Ihnen bekannten Thurms standen — sehen lasse. Die Verständigen lachten darüber: ich selbst wollte der gespenstischen Erscheinung in der nächsten Mitternacht die Maske abziehen, und jubelte schon im Voraus über meinen Triumph. Zu meiner Verwunderung rieth mir der Graf von diesem Unternehmen ab. Als ich dennoch darauf bestand, wurden seine Vorstellungen ernsthafter, und endlich beschwor er mich bei unsrer Freundschaft, von diesem Vorhaben abzulassen."

„Sein Ernst machte mich aufmerksam; ich drang mit Fragen in ihn, ich hielt sogar seine Furcht für Wirkung einer noch verborgenen Krankheit, und bat ihn, dienliche Mittel zu brauchen. Endlich sprach er mißmuthig: Bruder, du kennst meine Offenheit gegen dich, aber hier liegt ein Geheimniß, das ein heiliges Eigenthum meiner Familie ist. Niemand darf es erfahren, als mein

Sohn, und auch dieser, wo möglich, erst auf meinem Todbette. Frage also nicht weiter!" —

„Ich schwieg natürlich, doch sammelte ich im Stillen alle Sagen, welche sich unter den Landleuten der Gegend erhalten hatten. Die allgemeinste und bekannteste war, daß das Gespenst am Nonnenstein sich zeige, wenn ein Todesfall in der gräflichen Familie nahe sey. In der That starb auch nach wenig Tagen der jüngste Sohn des Grafen. Der Graf schien es zu wissen; denn gerade dieses Kind empfahl er der Wärterinn auf das sorgfältigste; sogar ließ er unter dem Schein einer eigenen Unpäßlichkeit zwei Aerzte einige Tage auf seinem Schlosse wohnen. Aber gerade die zu große Sorgfalt führte dem Kinde den Tod herbei; denn die Wärterinn, welche es aus Besorgniß bei einem Spaziergange über einige Steine bei den Ruinen des Thurms tragen wollte, glitt

aus, und verletzte im Fallen das Kind, daß es auf der Stelle todt blieb. Sie erzählte, sie habe das Kind blutig zwischen den Steinen liegen sehen, und sey vor Schreck über dieses Gesicht zu Boden gefallen. Als sie wieder zu sich selbst gekommen, habe das wirkliche Kind auf derselben Stelle in seinem Blute gelegen, wo sie zuvor die Schattengestalt erblickt hätte."

„Ich will Sie mit den einzelnen Erzählungen nicht aufhalten, welche eine rohe Fantasie, um jene Erscheinung zu erklären, bei jedem neuen Vorfall solcher Art, mehr erfand, als aus alten Ueberlieferungen aufbewahrte. Nicht viel mehr Befriedigung konnte ich von dem Familienarchiv erwarten; denn die wichtigsten Documente waren in einem besondern eisernen Kasten verwahrt, dessen Schlüssel einzig in den Händen des jedesmaligen Besitzers des Schlosses blieb. Doch sah ich aus den Stammregistern und

ähnlichen Urkunden, daß seit den ältesten Zeiten sich dieses Geschlecht nie in männliche Nebenzweige verbreitet hatte. Mehr konnte ich durch alle meine Nachforschungen nicht entdecken."

„Endlich erhielt ich am Todbette meines Freundes einige, wiewohl noch nicht vollendete Aufschlüsse. Sie erinnern sich, daß er, während sein Sohn auf Reisen war, von der Krankheit überfallen wurde, welche ihm so schnell das Leben raubte. Am Tage vor seinem Tode ließ er mich eiligst zu sich rufen. Er entfernte sogleich, als ich kam, alle Umstehenden und wandte sich, sobald wir allein waren, zu mir."

„Ich fühle meinen nahen Tod," — sprach er, — „und ich bin der erste meiner Familie, den der Tod ereilt, ehe er seinem Sohn ein Geheimniß mittheilen konnte, auf welchem die Erhaltung meines Hauses be-

ruht. Schwöre mir, es niemand zu entdecken, als meinem Sohn. Nur nach diesem Versprechen kann ich den Tod ruhig erwarten."

„Ich gab ihm Freundschaft und Ehrenwort zum Pfande, und er begann: „Mein Geschlecht verliert sich, wie du weißt, in den frühesten Jahrhunderten. Dietmar, der erste, den schriftliche Urkunden nennen, zog mit Kaiser Otto dem Großen nach Italien. Seine Geschichte ist übrigens dunkel. Er hatte einen Feind, Graf Bruno genannt; diesem tödtete er, der alten Sage nach, aus Rachsucht den einzigen Sohn und Erben, und ließ ihn selbst in einem festen Thurme, dessen Ruinen noch auf dem Nonnenstein der Zerstörung Trotz bieten, verschmachten. Das Bild, das du einsam im alten Rittersaal siehst, ist Dietmars Bild. Der alten Familiensage nach haben es die Todten gemalt, und fast ist es unmöglich, daß ein Le-

bender den Anblick so gräßlicher Züge aus-
halten oder in einem Gemälde aufstellen
könne. Oft haben meine Vorfahren dieses
Schreckensbild übertünchen lassen; aber in
der Nacht durchdrangen die Farben den Ue-
berzug, und das schreckliche Bild stand deut-
lich darauf, wie zuvor. In dieser Gestalt,
wie ihn das Bild zeigt, geht er noch jetzt
in der Mitternacht umher, und weiht mit
einem Kusse die Kinder seiner Nachkommen
dem Tod. Drei meiner Söhne litten seinen
fürchterlichen Kuß. Ein Mönch soll ihm die
Buße für seine Unthaten aufgelegt haben.
Doch darf er nicht alle Kinder tödten; denn
so lange die Ruinen jenes Thurmes stehen,
und nur ein Stein von ihnen auf dem an-
dern bleibt, soll das Geschlecht der Grafen
Wartburg fortleben: aber so lange muß
auch Dietmars Geist ohne Ruhe umherwan-
deln, und die Sprößlinge seines Geschlechtes
tödten, ohne den Stamm vernichten zu kön-

nen. Erst, wenn jene Ruinen der Erde gleich sind, kann sein Geschlecht enden, und mit diesem Dietmars Strafe. Er erzog zwar bei seinem Leben die Tochter seines Feindes mit väterlicher Sorgfalt und verheirathete sie an einen reichen und mächtigen Ritter; aber doch hat ihm der Mönch die harte Buße nicht erlassen. Da er nun seines Stammes endlichen Untergang vorhersah, und gewiß schon damals seiner Erlösung wegen wünschte, so verordnete er einen Nachfolger zu seinen Stammgütern nach Erlöschung seines Geschlechtes, und diese Verordnung liegt, vom Kaiser Otto bestätigt, noch uneröffnet und niemand bekannt im geheimen Familienarchive." — So weit hatte mir der Graf mit vieler Anstrengung erzählt, als er zu ruhen verlangte, und bald war er nicht mehr im Stande zu sprechen. Ich vollzog meinen Auftrag an seinen Sohn ..."

„Und doch ließ er . . . ?“ — fiel ihm Ferdinand ein.

„Und doch,“ — wiederholte der Baron. — „Verkennen Sie aber Ihren vortrefflichen Freund nicht! Ich sah ihn oft einsam im alten Rittersaal vor dem schrecklichen Bilde stehen, oft im neuern Familiensaal die lange Reihe seiner Ahnen aus beinahe zehn Jahrhunderten überblicken, und dann mit allen Zeichen eines zurückgehaltenen Kampfes zu dem Bilde des Ahnherrn zurückkehren. Abgebrochne Reden, Selbstgespräche, die ich von ungefähr hörte, lassen mich nicht zweifeln, daß er der Heldenmüthige seines Stammes war, der zuerst von Allen den Entschluß faßte, den Geist des Büßenden zu erlösen, und den Fluch von seinem Stamme mit seinem eignen Untergang zu wenden. Vielleicht befestigte ihn darin der nie gestillte Schmerz um den Tod seiner geliebten Braut.“

„Das sieht meinem Allwill gleich!“ — rief Ferdinand innig bewegt.

„Nur vergaß er im jugendlichen Enthusiasmus des Gefühls, seine Schwester“ — setzte der Baron hinzu.

„Wie das?“ — fragte Ferdinand.

„Das ist es,“ — erwiderte der Baron, — „warum ich mich an Sie gewendet und Ihnen das Geheimniß enthüllt habe. Ich habe Ihnen gesagt, daß Dietmar die Tochter seines Feindes väterlich liebte, und sie mit reicher Aussteuer an einen tapfern Ritter verheirathete. Dieser Ritter war Adelbert von Panner, von welchem die jetzigen Grafen Panner abstammen.“

„Ist's möglich“ — rief Ferdinand, — „mein Stammvater?“

„Derselbe!“ — antwortete der Baron — „und aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmte Dietmar dem Pannerschen Geschlecht die Nachfolge nach dem Erlöschen

des Seinigen. Eilen Sie also, ihr wahrscheinliches Erbrecht ...“

„Nimmermehr,“ — rief Ferdinand, — „so lange Emilie ...“

„Das erwartete ich von Ihnen“ — unterbrach ihn der Baron. — „Vergessen Sie aber nicht, daß man in Dietmar's Zeiten die Töchter des Hauses bei dergleichen Verordnungen wenig bemerkte. Ihr übereilter Edelmuth würde Emilien schaden; denn die Lehnsvettern möchten nicht so jugendlich gesinnt seyn, als Sie. Als Verwandter, wenn auch von weiblicher Seite, habe ich die nöthigen Vorsichtsregeln schon getroffen, und ich finde es für gut, daß Sie bei der Entsiegelung im Schlosse gegenwärtig sind, sich auf der Stelle als einziger Nachkomme Adelbert's legitimiren, um sogleich die Erbschaft ungehindert in Besitz zu nehmen.“

„Und Emilie?“ — fragte Ferdinand.

„Was Sie für diese thun werden," — versetzte der Baron, — „kann ich allein Ihrem Gefühl überlassen. Ich glaube sie wegen einer anständigen Zukunft sicher zu wissen, da ihr Schicksal in den Händen eines Mannes seyn wird, der, mit ihr von gleicher Geburt, die Vorzüge des angebornen Standes und seine Ansprüche auf Achtung und Lebensgenuß zu würdigen und zu schätzen weiß."

„Und weiter dürfte ich nichts von Emilien hoffen," — sagte Ferdinand, — „als daß sie mir erlaubte, ihr zurückzugeben, was schon jetzt ihr rechtmäßiges Eigenthum ist?"

„Hierüber fragen Sie Emilien," — sagte der Baron, und brach das Gespräch ab. —

Der entzückte Ferdinand eilte zu Emilien. Mit der lieblichsten Unbefangenheit kam sie seinen Gefühlen noch wie vor-

mals entgegen, und nach wenig Minuten tönten die süßesten Worte der Liebe von beider Lippen.

Einige Tage vergingen in dem frohen Rausche, die Bewohner des Schlosses theilten die Freude der Liebenden, und Ferdinand meldete seiner Mutter die von ihm getroffene Wahl.

Schon machte man sich bereit, nach dem Schlosse Wartburg abzureisen, als ein Brief an Ferdinand die Freude etwas störte. Seine Mutter weigerte sich, in die Verbindung ihres Sohnes mit Emilien zu willigen. Ihr Gemahl, schrieb sie, habe ihr sterbend zur Pflicht gemacht, Ferdinanden mit der Tochter des Barons Hainthal zu verbinden, und ihm zu jeder andern Vermählung die Einwilligung zu versagen. Ein Familiengeheimniß, das er entdeckt habe, zwinge ihn zu dieser Forderung, auf welcher das Glück seines Sohnes und

das

das Wohl der ganzen Familie beruhe. Sie habe dem Sterbenden ihr Wort gegeben, und müsse es halten, so betrübt es ihr auch sey, dem Glück und der Liebe ihres Sohnes sich entgegensetzen zu müssen.

Vergebens beschwor sie Ferdinand, vergebens betheuerte er, daß er eher der Letzte seines Stammes seyn, als Emilien lassen würde; sie stimmte in seine Klagen ein, aber ihr Wort blieb unwiderruflich.

Der Baron, der an Ferdinands Unruhe die Störung seines Glücks bald bemerkte, und sein Vertrauen zu sehr besaß, als daß er nicht die Ursache von ihm hätte erfahren sollen, schrieb selbst der Gräfinn, und äußerte sein Befremden über diese sonderbare Verordnung des sterbenden Grafen; aber er konnte nichts von ihr erlangen, als das Versprechen, sich selbst auf dem Schlosse Wartburg einzustellen, um so wohl die bestimmte, als die erwählte Braut ihres Soh-

nes zu sehen, und vielleicht durch ihre persönliche Gegenwart die sonderbaren Verschlingungen dieser Verhältnisse aufzulösen.

Der Frühling nahte sich schon in wärmeren, mit früher Blumen Duft erfüllten Lüften, und die Vögel sangen aus dem jungen Laube hervor, das wie ein grüner durchsichtiger Flor die Wälder überzog, als Ferdinand, in Gesellschaft Emiliens, des Barons und seiner Tochter, auf dem Schlosse Wartburg ankam.

Die Vorbereitungen zu dem Hauptgeschäfte erfüllten die ersten Tage, und Ferdinand und Emilie trösteten sich mit der Hoffnung, daß die Gegenwart der Mutter die Hindernisse ihrer Liebe heben, und die Nähe der Liebenden ihre Bedenklichkeiten besiegen werde.

Sie kam nach wenig Tagen selbst, umarmte Emilien auf das zärtlichste, und nannte sie ihre geliebte Tochter, von der sie

nur das, einem Sterbenden gegebene, Wort, ihr selbst zum größten Schmerz, trenne.

Dem Baron gelang es endlich, sie zu überreden, daß sie den Grund dieser wunderbaren Verfügung eröffnete, und nach einiger Weigerung begann sie: „Das Geheimniß, dessen Entdeckung Sie von mir verlangen, betrifft Ihre eigne Familie. Wenn Sie mich also selbst von der Verbindlichkeit, zu schweigen, entbinden, so kann ich meine Bedenklichkeit wol aufgeben. Ein unglückliches Bild beraubte mich vor einiger Zeit meiner Tochter. Mein Gemahl wollte nach dieser traurigen Begebenheit dieses Bild ganz entfernen; er gab Befehl, es unter altes Geräth zu legen, wo es Niemand vor Augen kommen konnte, und um ihm desto sicherer eine ganz verborgene Stelle anzuweisen, war er selbst bei dessen Hinwegnahme. Zufällig bemerkte er ein Pergament hinter dem vom Falle etwas beschädigten Rahmen, und

als er es hervorzog, fand er eine sonderbare alte Schrift. Das Original des Bildes, hieß es darin, sey Bertha von Hainthal, und sie blicke nach ihren Töchtern, ob eine durch sie den Tod finde und sie mit Gott versöhne; dann werde sie die Stämme Hainthal und Panner in Liebe vereinigt sehn, und sich erlöset ihrer Zweige freuen. Hierauf gründete mein Gemahl seinen Wunsch, durch diese Verbindung den Willen jener Bertha zu erfüllen, welche durch den Tod unsrer Tochter ihm furchtbar genug geworden war, und ich konnte bei diesen Gründen mein Versprechen dem Sterbenden nicht verweigern."

„Und weiter bestimmte nichts den Grafen zu dieser Forderung?" — fragte der Baron.

„Gewiß nichts Anderes!" — antwortete die Gräfinn.

„So würden Sie also," — fuhr der

Baron fort, — „im Fall sich eine ganz andre Deutung jener Schrift fände, die so klar wäre, daß der Verstorbene sie selbst anerkennen würde, seinen Sinn mehr befolgen, als seine Worte?“

„Gewiß“ — rief die Gräfinn, — „wem könnte mehr an der Aufhebung dieses unglücklichen Versprechens liegen, als mir?“

„So wissen Sie zuförderst,“ — erwiderte der Baron, — „daß der Körper dieser Bertha, deren Bild des Fräuleins Tod verursachte, hier in Wartburg ruht, und daß wir mit den andern Geheimnissen dieses Schlosses wahrscheinlich auch über dieses Licht erwarten können.“ —

Mehr wollte der Baron nicht entdecken; dagegen verwies er die Fragenden auf die Nachrichten, welche das geheime Archiv des Hauses versprach, und empfahl Ferdinan-

den die möglichste Beschleunigung der Erbschaftsangelegenheiten.

Des Barons Verlangen gemäß mußten vor allen andern Untersuchungen jene geheimen Verordnungen eröffnet werden, welche sich in dem Archiv befinden sollten. Die Commissarien und die anwesenden Lehnsverwandten, welche sich vielleicht aus den andern Papieren des Archivs eine Aerndte für ihre Wißbegierde versprachen, wollten zwar manches dagegen einwenden; allein der Baron machte ihnen begreiflich, daß auch die Geheimnisse des Hauses ein Eigenthum des unbekannten Erben seyen; man dürfe also, ohne verantwortlich zu werden, sich ihrer nicht vor der Zeit anmaaßen.

Diese Gründe wirkten, und man folgte dem Baron in das weite Gewölbe des Familienarchivs. Tief im Hintergrunde stand der beinah seit einem Jahrtausend uneröffnete eiserne Kasten. Er war mit starken

Ketten vielfach umwunden, und an Fußboden und Mauer für ewige Zeit befestigt. Mehr, als die festen Schlösser und Ketten, sicherten aber selbst von außen die großen kaiserlichen Siegel das Heiligthum. Sie wurden einstimmig als unverletzt anerkannt und eröffnet; auch die festen Schlösser wichen endlich, und man zog das alte Pergament, von der Zeit unverletzt, hervor. Es enthielt, wie der Baron vermuthet hatte, die bestätigte Erbfolge des Pannerschen Hauses nach dem Erlöschen des Wartburgschen, und da Ferdinand, durch den Baron vorbereitet, seine Beglaubigung als wahrer Erbe in Bereitschaft hatte, so ließ man ihn, zwar mißvergnügt, aber nothgedrungen, die Erbschaft übernehmen. Er verschloß auf einen Wink des Barons den Kasten sogleich mit seinem eignen Siegel, bewirthete die Fremden als seine Gäste in seinem Eigenthum, und ehe der Abend däm-

merte, sah er sich mit Emilien, Klotilden, dem Baron und seiner Mutter auf dem Schlosse allein.

„Es wäre nicht unbillig," — sagte der Baron nach einiger Zeit, — „wenn wir den Abend dieses Tages, der einen neuen Namen in dieses Schloß einführt, dem Andenken der Vorfahren widmeten, und am angemessensten geschähe dieses wohl, wenn wir in den alten Hallen des Archivs die Pergamente läsen, welche wahrscheinlich bestimmt sind, die Verordnung Dietmars als Beilagen zu erläutern."

Alle stimmten in diesen Vorschlag ein, Emilie und Ferdinand mit bangem und frohem Herzklopfen; denn sie hofften und fürchteten, die Auflösung der Geschichte Bertha's zu finden, welche sich nach so vielen Jahrhunderten noch so unbegreiflich zwischen ihre Liebe drängte. Die Halle ward erleuchtet; Ferdinand öffnete den eisernen Kasten,

und der Baron durchsuchte die alten Pergamente.

„Dieses wird uns Auskunft geben,“ — rief er, nach einigem Suchen, und zog einige Blätter hervor. — Auf dem Blatte, das statt des Titels diente, war ein Ritter gemalt von schöner männlicher Gestalt, in der Tracht des zehnten Jahrhunderts. Die Umschrift nannte ihn Dietmar, aber kaum war einige entfernte Aehnlichkeit zwischen diesem und dem wunderbaren Schreckensbilde in dem Rittersaale zu bemerken.

Der Baron erbot sich, die alte lateinische Schrift seinen Zuhörern während des Lesens sogleich zu übersetzen, und sie verstatteten ihm, für die schnelle Befriedigung ihrer Wißbegierde, gern die kleinen Freiheiten im Ausdruck und der Wortstellung, welche nur eine so unvorbereitete Uebertragung in eine andre Sprache entschuldigen kann.

Er las: „Ich Tutilo, Mönch von

St. Gallen, habe mit Vorwissen des Herrn Dietmars die folgende Geschichte niedergeschrieben, und nichts dazu gesetzt oder davon gethan, aus des eignen Herzens Bewegung. Als ich nach Metz berufen war, das Bild der heiligen Jungfrau in Stein zu arbeiten, und mir die gebenedeite Mutter Gottes die Augen öffnete, und die Hände regierte, daß ich ihr himmlisches Angesicht schauen und in dem harten Stein der Gemeine zur Anbetung vorstellen konnte, da trat Herr Dietmar zu mir, und begehrte mich in sein Schloß, daß ich ihn malen sollte für seine Enkel. Und als ich ihn malte in den Rittersaal seiner Burg, und am andern Morgen kam, mein Werk zu vollenden, da hatte ein fremder Maler Hand angelegt, und ein andres Angesicht dem Bilde gestellt, das furchtbar anzusehn war, fast wie das Angesicht eines Todten und Gerichteten von Gott. Da grausete mich da-

für; ich strich es aber frisch aus, und malte das Bild von neuem aus meinem Geiste ab; aber am andern Morgen erkannte ich wiederum die fremde Hand und die nächtliche Arbeit. Da entsetzte ich mich noch mehr, und entschloß mich, die Nacht zu wachen, zuvor aber malte ich nochmals des Ritters wahres Angesicht. Und um die Mitternacht nahm ich die Kerze und trat leise damit in den Rittersaal, nach dem Bilde zu sehen. Da sah ich ein Schattengesicht vor dem Bilde, wie das Beingerippe eines Kindes, das hielt den Pinsel und malte das erschreckliche Todtenbild, und als ich eintrat, wendete es langsam das Haupt nach mir um, daß ich sein todtes Angesicht sehen konnte. Da entsetzte ich mich sehr, und ging nicht weiter, sondern betete in meiner Kammer bis an den Morgen; denn ich wollte die stille Arbeit nicht stören. Und als ich am andern Morgen dasselbe fremde Angesicht

des Bildes fand, wie gestern und ehegestern, mochte ich nicht wieder das Werk dieses Malers auslöschen, sondern ich erzählte dem Ritter, was ich gesehn hatte, und zeigte ihm das Bild. Der entsetzte sich darüber, und bekannte mir seine Sünden, deren er die Absolution von mir begehrte. Und als ich drei Tage lang zu allen Heiligen um Erleuchtung gebetet hatte, legte ich ihm auf, er solle den Mord an seinem Feinde, den er mir bekannt hatte, in einer Felsenhöhle sein Lebelang durch strenge Casteiungen abbüßen; um den Tod des unschuldigen Kindes willen, könne aber sein Geist zur Ruhe nicht eingehn, bis er den Untergang seines Geschlechts gesehen habe. Denn der Herr werde den Tod jenes Kindes heimsuchen an den Kindern von Dietmars Stamm, und sie in der unschuldigen Kindheit, ihren Eltern zum Jammer, hinwegnehmen, durch Seuchen und Unglück. Er aber, Dietmar, solle des

Nachts umhergehn, in der Gestalt, wie ihn die Todtenhand des Kindes gemalt, und die Kinder, welche seine Missethat büßen, mit einem Kusse dem Tode weihen, gleichwie er dem Kinde seines Feindes gethan. Doch solle sein Stamm nicht vergehen, so lange ein Stein des Thurmes auf dem andern bleibe, darin er seinen Feind hatte verschmachten lassen. Hierauf gab ich ihm die Absolution; er aber ließ seinem Sohne Theobald die Herrschaft, und gab die Tochter seines Feindes, welche er zu sich genommen, dem tapfern Ritter Adelbert. Dessen Nachkommen schenkte er auch nach dem Ende seines Geschlechts alle seine Güter, wie solches Kaiser Otto bestätigt hat. Dann begab er sich in eine Felshöhle nahe bei dem Thurme; daselbst liegt auch sein Leib begraben. Denn er starb als ein frommer Klausner und büßte mit viel Casteiung seine Missethat. Als er in dem Sarge lag, sah er

dem Bilde gleich in dem Rittersaal; wie er aber in seinem Leben sah, zeigt dieses Pergament, worauf ich sein Angesicht ungestört habe malen können, als er von mir die Absolution empfangen hatte. Solches habe ich nach dessen Tode, wie er von mir begehret, verzeichnet und mit dem kaiserlichen Brief in eine eiserne Truhe legen und verschließen lassen. Gott gebe seinem Geist eine nahe Erlösung und seinem Leib die Auferstehung zur Seeligkeit!"

„Die Erlösung hat er gefunden" — sagte Emilie sehr bewegt, — „und sein Bild wird nicht mehr Schrecken verbreiten! Aber die entsetzlichen Thaten, welche der Mönch erwähnt, hätte ich nicht von diesem Gesicht, nicht einmal von den furchtbaren Zügen jenes Bildes erwartet. Sein Feind muß ihm die Seele seines Lebens getödtet haben, sonst wär er der fürchterlichen Thaten gewiß nicht fähig gewesen!"

„Vielleicht finden wir auch hierüber Aufschluß,“ — versetzte der Baron und suchte weiter.

„Auch über Bertha bedürfen wir noch Aufschluß,“ — sagte Ferdinand leise, und blickte bange auf Emilien und seine Mutter.

„Der Abend ist von uns dem Andenken der Vorfahren geweiht,“ — fuhr der Baron fort, — „Lassen Sie uns jetzt vergessen, was uns selbst betrifft, da die fernen Stimmen der Vorzeit zu uns sprechen.“

„Gewiß“ — sagte Emilie — „hoffte der Unglückliche, der diese Blätter hier verschloß, sehnlich auf die Stunde, wo sie aus ihrer Verborgenheit hervorgehn würden. Lassen Sie uns keines gering achten!“

Der Baron übersah einige Blätter, um sie seinen Zuhörern aus der alten Sprache jener frühen Zeiten zu übersetzen. „Dietmars eigne Bekenntnisse!“ — rief er nach einigen Blicken in die alte Urkunde. Dann

las er: „Friede und Gruß! Wenn du dieses Blatt aus seiner Finsterniß hervorziehst, so ist mein Geist eingegangen zur Ruhe der Ewigkeit, wie ich zu Gott und allen Heiligen festiglich hoffe. Dir aber zu Frommen habe ich die Ursach meiner Strafe in Schrift fassen lassen, auf daß du erstlich lernest, daß die Rache dem Herrn allein gebührt, und nicht dem Menschen, welcher derselben, auch der gerechtesten, das Maaß nicht kennet, und letztlich, auf daß du mich nicht in deinem Herzen richtest, sondern vielmehr beklagest; denn mein Elend war fast so groß, als meine Missethat, und mein Geist hätte das Böse nicht gedacht, so die Menschen nicht mein Herz zerrissen hätten."

„Wie wahr hat allein Emiliens weiblich zarter Sinn seine Züge gedeutet!" — rief Ferdinand.

Der Baron las fort: „Ich Dietmar, den die Leute den Reichen nennen, war ein

armer

armer Ritter und besaß nur eine kleine Burg. Aber als der Kaiser Otto nach Italien zog, und die schöne Adelheid sich zur Kaiserinn erwählte, da zog ich mit ihm, und gewann die Liebe des schönsten Weibes in Pavia. Ich führte sie als meine Braut auf meine väterliche Burg, und schon war der Tag des Sakraments nahe, da ließ mich der Kaiser zu sich fordern. Sein Liebling, Graf Bruno von Hainthal, hatte meine Bertha gesehn ..."

„Bertha!" riefen fast alle Stimmen. Der Baron las, ohne sich stören zu lassen, fort:

„Einst, als ihm der Kaiser jeden Lohn für seine Dienste versprach, forderte er meine Braut. Otto erschrak, doch hatte er sein fürstlich Wort gegeben, nur mußte Bruno ihm geloben, sie zu seinem Weibe zu nehmen. Ich trat vor den Kaiser und er bot mir reiche Gaben und Land und Ehre,

daß ich dem Graf meine Bertha überlassen sollte; aber die Geliebte war mir theurer, als der eitle Lohn. Da ward der Kaiser zornig, nahm mir die Braut mit Gewalt, und ließ meine Burg schleifen, mich selbst aber in einen tiefen Thurm werfen. Hier fluchte ich seiner Gewalt und meinem Geschick; aber des Nachts in Träumen erschien mir die liebliche Bertha, und ich tröstete mich am Tage mit den freundlichen Bildern der Nacht. Endlich sprach mein Hüter zu mir: Du jammerst mich, Dietmar. Du büßest deine Treu im Kerker, und Bertha hat dich aufgegeben, und wird morgen des Grafen Weib; darum gib des Kaisers Willen nach, weil es Zeit ist, und bitte von ihm, was du willst, für das schöne untreue Weib. Diese Worte erstarrten mein Herz, und in der Nacht trat, statt Bertha's freundlicher Gestalt, der finstre Geist der Rache vor mich, und am Morgen sprach

ich zu meinem Hüter: Geh zum Kaiser, ich überlasse seinem Bruno meine Bertha, doch bitte ich zum Lohn diesen Thurm und so viel Land, daß ich mir eine neue Veste bauen kann. Das mochte den Kaiser erfreuen, denn ihn reute oft der rasche Zorn, nur konnte er den Kaiserschluß nicht wenden. Darum gab er mir den Thurm, worin ich gefangen gewesen war, und alles Land vier Stunden weit umher. Auch schenkte er mir viel Goldes und Silbers, eine Burg mir zu bauen viel größer, als die, welche er geschleift hatte. Da nahm ich mir ein Weib um meines Stammes willen; denn in meinem Herzen lebte Bertha; auch erbaute ich mir eine Burg und vereinigte sie in geheimen unterirdischen Gängen mit dem Thurm und mit der Burg meines Todfeindes Bruno. Und als ich den Bau vollendet hatte, ging ich des Nachts durch meinen geheimen Weg in seine Veste, und trat als ein Geist

seiner Ahnen vor das Bette des Sohnes und Erben, den ihm sein Weib geboren hatte, daß ich ihn tödtete. Und als die Weiber, die bei ihm schliefen, sich fürchteten, beugte ich mich auf des Kindes Stirn, die der Mutter Ebenbild trug, und küßte sie, aber das Kind tödtete ich im Kuß mit verborgenem Gift. Da erkannten Bruno und Bertha die Rache des Himmels für das an mir verübte Unrecht, und gelobten das nächste Kind der Kirche; und da es eine Tochter war, so verschonte ich es. Als aber Bertha darauf kein Kind weiter gebar, da ergrimmte Bruno über den Fall seines Geschlechts und verstieß sein Weib, als reute ihn das Unrecht, wodurch er sie erworben hatte. Da floh die Unglückliche in ein Kloster und vertraute sich dem Himmel; aber ihre Sinne wurden verwirrt und in einer Nacht entfloh sie aus dem Verschluß zu dem Thurm, darin ich um ihrer treulosen Schön-

heit willen gelegen hatte, und sie weinte daran, bis ihr das Herz brach; davon heißt der Thurm der Nonnenstein bis zu dieser Stunde. Ich hörte durch die Nacht das Aechzen, und als ich hinging zu dem Thurm, fand ich sie vom kalten Nachtthau erstarrt und todt an den Mauern des Thurms. Da beschloß ich Rache an dem treulosen Mann. Ich stellte ihre Leiche in das tiefe Gewölbe unter dem Thurm, und lauerte dem Grafen in meinem Gange auf, und als ich ihn sah, ergriff ich ihn unbemerkt, und zog ihn fort, bis unter den Thurm, wo die Glieder seines Weibes moderten. Hier ließ ich ihn verderben, und als der Kaiser auch ihm wegen des verstoßenen Weibes zürnte, und mir seine Güter für das alte Unrecht gab, verschüttete ich die Gänge. Aber seine Tochter, Hildegard genannt, nahm ich zu mir, und erzog sie als mein eignes Kind. Als sie nun heranwuchs, und von schöner Gestalt ward,

liebte sie den Ritter Adelbert von Panner. Aber in einer Nacht trat der Geist ihrer Mutter im Traum zu ihr, und mahnte sie, daß sie eine verlobte Braut des Himmels sey; doch konnte sie von dem Bräutigam nicht lassen. Und als sie der Ritter in der Brautnacht umarmt hatte, trat das Gesicht vernehmlich vor ihr Lager, und sprach: dieweil du mein Gelübd gebrochen hast, so kann mein Geist nicht zur Ruhe eingehn, bis eine deiner Enkelinnen durch mich den Tod findet. Wegen dieser Rede ließ ich den ehrwürdigen und berühmten Mönch Tutilo von St. Gallen Bertha's Bild abmalen, wie sie es selbst im Kloster in ihrem Wahnsinn gemalt hatte, und gab es ihrer Tochter unter der Aussteuer. Es verbarg aber Tutilo darin ein Pergament des Inhaltes: ich Bertha blicke nach meinen Töchtern, ob eine für meine Missethat den Tod finde, und mich mit Gott versöhne; dann

werde ich den Stamm Hainthal und Panner in Liebe vereinigt sehen und mich erlöset seiner Zweige freuen."

„Das ist die unglückliche Schrift," — rief Ferdinand, — „die mich von meiner Emilie trennen sollte, und jetzt nur fester mich mit ihr vereinigt. Jene Verbindung segnet nun die erlöste Bertha, und in Emilien und mir vereinigen sich Dietmars und Bertha's Enkel."

„Erkennen Sie diese Deutung für unbezweifelt?" — fragte der Baron die Gräfinn.

Die Gräfinn umarmte schweigend Emilien, und legte ihre Hand in die Hand ihres Sohnes.

Freude herrschte nun überall; selbst Klotilde schien ausgelassen lustig, und ihr Vater drohete ihr einigemal lächelnd, wenn sie zu heftig in den Aeußerungen ihrer Freude wurde. Man nahm am andern Morgen

die Siegel des alten Rittersaales ab, um das Schreckensbild mit froherm Gefühl, als sonst, zu betrachten; aber es war wunderbar verbleicht, und die wilden Farben waren zu freundlichern Massen verschmolzen.

Bald fand sich auch der junge Mann ein, der einst Ferdinanden die Auflösung des Geheimnisses der Bilder hatte wollen streitig machen. Klotilde verbarg nicht, wie wenig gleichgültig er ihr war, und es zeigte sich, daß ihre Fröhlichkeit bei der glücklichen Wendung von Emiliens Liebe, nicht reine Theilnahme, sondern Freude über ihr eignes Glück war. Denn der Vater wollte nicht in ihre Liebe willigen, bis die Gräfinn Pauner alle Ansprüche auf Klotilden würde aufgegeben haben.

„Sind Sie nun mit der Auffindung des Zusammenhangs in unsern Geheimnissen ausgesöhnt?" — fragte Ferdinand Klotildens Verlobten.

„Vollkommen!“ — antwortete dieser, — „doch nicht weniger aus eignem Interesse, als ich vorher dagegen war. Ich will es Ihnen nur gestehen, daß ich bei dem unglücklichen Tod Ihrer Schwester zugegen war, und schon damals die alte Schrift entdeckte. Ich deutete sie natürlich eben so, wie sie später ihr Vater deutete. Allein ich schwieg; denn daß ich, bei dieser Deutung, für meine Liebe zu Klotilden von der Entdeckung dieser Schrift zu fürchten hatte, bewies der Erfolg.“

„So übel ist es um die halbe Aufklärung,“ — setzte Ferdinand lächelnd hinzu.

Froh durchwanderten nun die Liebenden ihre ehemaligen Lieblingsgänge, und der Frühling, der ihrer Liebe entgegen blühte, übertraf jenen, in welchem ihr erstes Gefühl erwachte, wie die Rose das sich schüchtern erhebende Schneeglöckchen übertrifft.

Sie eilten, ihre Verbindung zu vollziehn,

eh die Blumen um sie her verblühten, und als die weißen Glöckchen wieder ihr zartes Haupt nach dem Frühling emporhoben, ruhte ein schöner, blühender Knabe an Emiliens Busen.

Ferdinands Mutter, der Baron, Klotilde mit ihrem Gemahl und alle Freunde des Hauses, unter welchen der musikalische Pastor mit seiner kleinen muntern Frau nicht fehlte, waren zu dem frohen Feste versammelt, als der taufende Priester nach dem Namen des Kindes fragte. „Dietmar soll er heißen!" tönte es, wie verabredet, aus aller Munde. Und als er den Namen empfangen hatte, trug ihn der frohe Vater, begleitet von allen Verwandten und Gästen in den alten Rittersaal vor das Bild des Ahnherrn: aber das Bild war nicht mehr zu sehn, und Farbe und Umriß bis auf die kleinste Spur verschwunden.

Kleine Gedichte.

Liebesbitte.

Laß im Hauche deines Mundes
Gern den Sylphen sich berauschen,
Süße Blüthe! leicht im Kusse
Schwebt er um der schönen Schwester
Duftend zarte Wohlgestalt.

Aber, wenn mit schwerem Fluge,
Reichen Honigschatz zu füllen,
Sich die Biene naht, den Vortheil
Sinnend bei dem Liebeskuß;

Dann verschließ die zarten Lippen,
Oder, muß das Opfer fallen,
Dann, du Liebliche, gewähre
Nicht dem rauhen Schatzbewahrer
Süßer Liebe Erstlingskuß!

Mein Wunsch.

Sollt' ich ein Glück von den Göttern erflehn, nicht schimmernden Reichthum
Bät ich, und blendendes Ruhms herzenbethörenden Glanz;
Nicht ahnherrliches Throns weitreichende, sichere Herrschaft,
Noch allsiegendes Arms völkerbezwingende Macht.
Schön ist jedes und führt zu dem Glück auf sicherer Straße;
Aber ich bitte das Glück, nicht zu dem Glücke die Bahn.
Gebt mir, Götter, die liebliche Lust herzinniger Liebe,
Erst mit des Lebens Licht lösche die liebende Glut;
Neu stets bleibe dem Mädchen der Kuß, wie an erster Umarmung

Himmlischem Tag: stets hold lächle die
Liebliche mir;
Dann, ihr Götter, gewähret die Sorgen des
Ruhms und des Reichthums
Wem es gefällt! mir ward ohne die Sorge
das Glück.

Oleg.

Russisch.

Herr Oleg zäumte sein rothes Pferd:
Kein Roß von allen ist mir so werth!

Er tummelt es wol auf dem weiten Plan,
Da trat ein alter Zaubrer heran:

Herr Oleg, meide das Rößlein roth,
Rothrößlein bringt dir den bittern Tod.

Ist mir von dem Rößlein der Tod bescheert,
So ist mir das Leben wol mehr noch werth.

Ade, mein Rößlein, du dauerst mich wol,
Daß ich nimmermehr dich nun sehen soll.

Da sprang Herr Oleg vom Rößlein ab,
Den Knechten er wohl zu pflegen es gab.

Er

Er zog wol aus in den blutigen Streit,
Da thaten ihm Schwerter und Spieße kein
Leid;

Er zog wol aus über Wald und Berg,
Da schadeten ihm nicht Bär noch Zwerg.

Müßt' ich nicht scheuen mein Rößlein roth,
So braucht' ich nimmer zu fürchten den Tod!

O Herr, das Rößlein sollt ihr nicht scheu'n,
Es bleicht auf dem Anger sein todtes Gebein.

So sterbe der Zauberer, der mich belog,
Und mich um mein liebstes Rößlein betrog!

Todt lieget vor mir das Rößlein roth,
Wie mag es mir nun geben den Tod?

Er sprach es und hob den Schädel empor;
Da sprang eine giftige Natter hervor.

Sie stach Herrn Oleg wol in das Bein
Und ließ all ihr grausames Gift hinein.

Du arger Zaubrer, wie sprachst du so wahr;
Mich tödtet das Rößlein im Tode sogar.

Da wurden die Wangen ihm kalt und blaß;
Er sank zu dem todten Rößlein ins Gras.

Charade.

Wen die Erste voll Verlangen
Liebend an die Zweite drückt,
Fühlt von Wonne sich umfangen,
Preißt sich Göttern gleich beglückt;

Doch, wenn Zorn in wildem Triebe
Feindlich mit dem Ganzen droht,
Drückt die Erste ohne Liebe
Auf die Zweite Schmerz und Tod.

[Armbrust]

Grabschrift.

Was ich empfing, ich geb' es zurück den un-
endlichen Mächten:
Aether, empfange den Geist, Erde, die
Glieder zurück!
Was ich gewirkt, Euch bleib' es vertraut,
ernstrichtende Zeiten,
Fördert das Gute, den Wahn laßt in
dem Strome vergehn!
Was ich geliebt, in dem Tod noch halt' ich
es fest; und Erinn'rung
Knüpfe mit liebendem Band gern an
den Todten den Freund.

Requiem.

In schwarzer Trauer tiefe Nacht gehüllet,
Stehn bang die Freunde bei dem Grab und weinen;
Kein Hoffnungsstral will ihrem Schmerz erscheinen,
Kein Trost ist, der der Liebe Klagen stillet.

Des Weltgerichts furchtbarer Tag erfüllet
Mit Graun und Bangniß selbst den Geist des Reinen,
Es zittern um des Todten Ruh die Seinen,
Daß bebend ihr Gesang zum Himmel quillet.

Und dreimal schallt zum Heiland auf ihr Sehnen:
„Lamm Gottes, gib dem Todten ew'gen Frieden!
Da schwebt der Geist herab auf heil'gen Tönen;

Des Himmels Ruh erquickt die Schmer-
zensmüden,
Zu leiser Klage wird ihr lautes Stöhnen,
Und ihres Todten Asche ruht in Frieden.

Brautring.

Bräutlicher Ring, o wie gleichst du der
Braut! schönwechselnden Schimmer
Stralest du stets, doch klar bleibst du im
Innern und rein.

Trauring.

Einfach schuf aus lauterem Gold mich der
sinnige Meister:
Regen und Sonne verletzt nimmer das
Gold und die Treu.

Die erste Geliebte.

Göttergebild von olympischen Höhn, in entzückender Anmuth
Himmlischem Jugendglanz, warst du dem trunkenen Sinn.
Gleich Auroren erschienst du dem Blick, in dem himmlischen Purpur
Schwelgte das Aug, und die Welt stralte vom lieblichen Licht.
Selige Zeit, wo des Auges Genuß ausfüllte die Sehnsucht,
Und für Wünsche zu fromm liebte die kindliche Brust!

Liebchens Untreu.

Ich liebte, da war mir das Leben so neu,
Die Welt war ein blühender Garten,
Und Liebchen umfing mich so liebend und treu,
Konnte kaum, bis ich kam, erwarten.

Ich sah ihr ins Auge, das blickte so klar
Und so hell wie Karfunkelkrystallen;
Ach Liebchen, ach sprich, ist's möglich, ist's wahr,
Kann ich immer allein dir gefallen?

Und sie lachte so froh und so innig zu mir,
Und sie hielt mich so traulich umfangen;

So Liebchen, so fest häng' ich ewig an dir,
Mag nimmer nach Andern verlangen.

Wie war ich da froh, wie die Vögel im Wald!
Wie meint' ich mich sicher geborgen!
Doch Liebe, sie wechselt, sie wendet sich bald,
Und die Freude verkehrt sich in Sorgen.

Ich suche nun Liebchen, und kann sie nicht sehn,
Bin allein mit dem leeren Verlangen,
Und sie läßt mich verlassen und einsam stehn,
Ist zu andrer Liebe gegangen.

Nun wird mir das Leben so todt und so schwer,

Und die Welt zum einsamen Grabe;
Was kann ich denn wünschen und hoffen
mehr,
Wenn ich Liebchens Liebe nicht habe!

Justiz.

Blinde Justiz, o entzög' dir ein Gott die verhüllende Binde,
Daß du der Wage Gewicht sähst, und des Schwertes Gebrauch!

Themis.

Seht, wie das Schwert in der Rechten erglänzt, in der Linken die Wagschal:
Legt in die Wage mir Erz, oder befürchtet das Schwert!

Pater Anselmo's

peinliche Klage.

„Tief schweigend, als in stummer Grüfte
Schooß,
Ruht das Geheimniß in der Priester
Seelen,
Der Tod nur läßt der Zunge Bande los,
Selbst das Verbrechen muß sie streng ver-
hehlen;
Denn keines Richters Schwert darf Sün-
dern drohn,
Die büßend sich mit bittrer Reue quälen;
Wer sie hinauf weist zu dem Gnadenthron,
Darf des Gesetzes Rächerarm nicht wecken;
Er sieht als Richter nur den ew'gen Sohn
Die Wage halten an dem Tag der Schrecken,
Und vor Gericht die Sünder alle rufen,
Die Wellen bergen, oder Gräber decken.

Doch, wenn die bleichen Todten selbst, be-
rufen,
Geheimer Uebelthaten Greul zu rächen,
Entsteigen ihrer dunklen Grüfte Stufen
Und stumm wehklagend zu den Menschen
sprechen,
Wenn sie der Nacht den stillen Schlummer
rauben,
Und wandelnd ihres Grabes Frieden bre-
chen;
Dann muß der Mensch der dunkeln War-
nung glauben;
Gelößt ist der gebundnen Zunge Pflicht;
Der Priester muß, zu sprechen, ihr erlau-
ben,
Wovon der Todten starre Zunge spricht;
Der Beichte heil'ges Siegel ist gebrochen,
Der Mord erzittert vor des Tages Licht,
Die Klage schallt, das Urtheil wird ge-
sprochen!
Euch, Richter, will ich jetzt die That verkünden,

Die strafend nur die Unterwelt gerochen;
Nicht Absolution kann sie entsünden,
Denn strenge fordert seine Schuld das Grab;
Des Priesters Hand kann selbst sie nicht entbinden,
Bricht nicht zuvor des Richters Hand den Stab.
Drei Tage sind's, als Gräfinn Rosemunde,
Antonio's Wittwe sich zu mir begab
In ungewohnter, abendlicher Stunde.
Lang saß sie schweigend; Seufzer nur entgingen,
Aus tiefer Brust gezogen, ihrem Munde;
Mit dem Bekenntniß schien die Furcht zu ringen.
Ich wies sie tröstend zu dem Mittler oben,
Zu dem erhört der Reue Seufzer dringen,
Des Gnadenfülle Welt und Himmel loben.
Da sprach sie schaudernd diese Schreckenswörte,

Die fest im Herzen ich mir aufgehoben:
„Ihr wißt, daß zu des Himmels Freudenpforte
Vor wenig Wochen mein Gemahl gegangen;
Sein Leichnam ruht am angewies'nen Orte,
Wie es bestimmt des Seeligen Verlangen.
Doch, staunen werdet ihr ob dem Berichte,
Das Grab hält den Erblaßten nicht gefangen;
Es wandelt stumm, mit ernstem Angesichte,
Sein bleiches Bild durch stiller Nächte Schatten;
Selbst hab' ich es gesehn, was ich berichte —
Sobald die Schläge ausgetönet hatten,
Die vor der Mitternacht die Stunde zeigen,
Sah ich die bleiche Nachtgestalt des Gatten
Mit ernstem Blick empor am Lager steigen,

Bis ihr der dumpfe Schall der Mitternacht
Zur Schattenwelt gebot zurück zu weichen.
Sechs Nächte hab' ich angstvoll durchgewacht.
Und stralt mir endlich der ersehnte Morgen,
So schreckt mich schon das Bild der künft'gen Nacht,
Und tödtet mir den Tag mit bangen Sorgen.
Vergebens wachten meine Dienerinnen;
Denn, was ich sah, blieb ihnen tief verborgen,
Und tiefer Schlaf umstrickte ihre Sinnen,
So lang des Grabes dumpfer Athem wehte.
Nur ich muß langsam sehn die Zeit verrinnen,
Bis er entweicht zur finstern Ruhestätte." —
Vernommen hatt' ich kaum die Schreckenskunde,
Als sie mit angsterfüllten Blicken flehte
Um Beistand in der nahen bangen Stunde.

„Nie wird die Kirche ihren Schutz versa-
gen" —
Erwidert' ich — „doch sprich mit wahrem
Munde,
Ob heimlich Sünden dir am Herzen nagen,
Ob der gelobten Treu' verletzte Pflicht,
Vielleicht des Gatten Tod dich kann ver-
klagen?
So lang der Schuld Vergebung dir ge-
bricht,
Kann ich dich von der Strafe nicht entbin-
den." —
„So will ich nimmer schaun der Sonne
Licht,
Und vor dem Richter nicht Vergebung
finden" —
Entgegnet sie — „wenn meines Gatten Tage,
Durch Mord von meinen Händen mußten
schwinden;
Doch daß ich schwer auf meinem Herzen
trage

Der süßen Schuld zu späte bittre Reue,
Bekenn' ich willig, und geängstet klage
Ich selbst mich an der oft gebrochnen Treue.

Vergib mir, zürnender, gerechter Schatten,
Daß ich erinnernd mein Vergehn erneue!
Noch war ich nicht verbunden mit dem Gatten,

Da trübt ein bös Verhängniß unser Glück;
Mich ihm zu nahn, will nicht die Zucht gestatten;
Der Krankheit Fesseln hielten ihn zurück.

Doch mich zu trösten nahte der Vertraute
Der stillen Glut mir oft mit süßem Blick,
Zu oft für mich! ach, meine Lieb' erlaute!

Ein fremdes Feuer glüht' in meinem Herzen,
Oft blieb er, bis der Morgen dämmernd graute,
Und schnell entfloh die Nacht bei süßen Scherzen.

Da ward, was ich sonst angstvoll bat, erhöret;
Doch die Erhörung gab mir bittre Schmerzen;
Zu spät ward mir der liebste Wunsch gewähret.

Antonio genas, und bald verschwand,
Was sonst der Liebe stilles Glück gestöret;
Am heil'gen Altar reicht' er mir die Hand. —

Unendlich hab' ich manche Nacht gerungen,
Zu tilgen, was für Guido ich empfand,
Und schon war es im Herzen mir gelungen.

Es kehrte zum Gemahl die Liebe wieder;
Doch jetzt, da seiner Liebe Feind bezwungen,
Erwacht' in ihm des Argwohns gift'ge Hyder;

Es schien verborgner Schmerz an ihm zu nagen,

Und stiller Gram verzehrte seine Glieder;
Umsonst versucht' ich Bitten, Schmeicheln, Fragen,
Die Schuld ihm zu bekennen fest entschlossen
Und auch mein reuig büßendes Entsagen;
Doch schweigend blieb für mich sein Mund verschlossen.
Ach hätt' er, was ich flehend bat, erhöret,
Die späte Reue zürnend nicht verstoßen;
So würde nicht des Todten Ruh gestöret!
Ihr habt nun, was ich sündigte, vernommen,
Gebt mir den Frieden, den ich lang entbehret,
Und laßt die Strafe von mir seyn genommen!"
Und als ich ihr der Sünden Schuld erlassen,
War nah die dunkle Stunde schon gekommen,
Wo Todte ihrer Gräber Nacht verlassen.
Da hieß ich sie, zum Schutz und heil'gen Schild,

Das Agnus Dei gläubig betend fassen;
Ich selbst ergriff des ew'gen Mittlers Bild,
Vor dem die Engel sich anbetend neigen,
Und die Monstranz, vom heil'gen Leib erfüllt,
Der zitternd selbst des Abgrunds Geister weichen.
Drauf folgt ich ihr zu ihrer Wohnung nach
Und weihte dreimal mit des Kreuzes Zeichen
Die Thür und Schwelle zu dem Schlafgemach.
Nun hielten wir mit geistlichen Gesprächen
Uns bis zur ernsten Geisterstunde wach;
Da tönte langsam sie mit dumpfen Schlägen.
Und von des Schreckens plötzlicher Gewalt
Fühlt' ich mein Herz sich angstvoll klopfend regen;
Denn kaum war noch der letzte Ton verhallt,

Da stand in langem, weißem Grabgewande
Vor uns des Todten bleiche Nachtgestalt;
Doch faßt' ich mich, daß ich mich bald ermannte.
„Was brichst du" — redet' ich den Todten an —
„Der stillen Gruft geheimnißvolle Bande;
Was blendest du den Sinn mit irrem Wahn?
Was wandelst du, den Lebenden ein Schrecken,
Zurück des Grabes schauervolle Bahn?
Will ungebüßte Schuld die Gruft nicht decken?
Kommst du herauf mit traurig ernsten Mienen,
Zur Buße deiner Gattinn Herz zu wecken,
So laß die Reuige mir dir versühnen!
Dem Todten wird die Treue sie bewahren,
Der Kirche büßend am Altare dienen,
Den Schleier wählend in der Jugend Jahren!" —

Da schien der Bleiche winkend mir zu rufen,
Als wollt' er mir Verborgnes offenbaren;
Ich folgt' ihm nach, wohin ich ward berufen.

So gingen wir in stillem ernsten Schweigen
Durch enger Gänge halbverfallne Stufen,
Zu Todtengrüften schienen wir zu steigen.
Da wehte mir aus finstrem Gang entgegen
Ein grauser dumpfer Moderduft von Leichen;
Doch folgt' ich meines Führers dunklen Wegen.

Und plötzlich sprang ein festes Eisenschloß
Von seinen luft'gen körperlosen Schlägen
Aus seiner Riegel starken Banden los.
Und rasselnd öffnete sich jetzt die Pforte,
Die lange stumm die blut'ge That verschloß.
Kein Stral des Lichtes leuchtete dem Morde! —
Da sah ich schaudernd blut'ge rothe Flecken

Zum Himmel rufen stumme Klageworte,
Und stilles Mordes dunkle Ahnung wecken.
Blut deckte rings des Bodens kalte Steine,
Ein blut'ges Bett umhingen blut'ge Decken.
Die hob ich bei der Kerze düsterm Scheine;
Und bald, in blut'ge Windeln eingehüllt,
Erblickt' ich blasse, modernde Gebeine,
Und plötzlich war die schwarze That enthüllt.
Des Todes Nacht muß von der Unthat sprechen,
Die sich im Schleier dunkler Nacht verhüllt,
Das Grab muß selbst den Unbegrabnen rächen!
Doch war der Leichnam kaum von mir gefunden,
Der klagend selbst bezeugte das Verbrechen,
Da war die bleiche Nachtgestalt verschwunden.
Schon hofft' ich ihn, da er sein Werk vollbracht,

Der mitternächt'gen Wanderung entbunden,
Und schritt allein zurück durch Graus und Nacht;
Doch finster sah ich bald den Schatten stehen,
Am Bett, wo die Gequälte betend wacht.
„Umsonst verbirgst du" — rief ich — „dein Vergehen!
Des Mordes Klage kann nicht ewig schweigen;
Die dunkle That, von Menschen nicht gesehen,
Weckt Todte, sie den Lebenden zu zeigen."
Und näher trat ich, ihr die blassen Glieder
In ihrer blut'gen Hülle hinzureichen,
Und schaudernd warf der Anblick sie danieder.
„Ja" — rief sie, und ein Strom von Thränen näßte
Die blassen Wangen — „Alle kehren wieder!

Auch ihr erscheint, ihr bleichen Ueberreste
Des stummen Zeugen der verbotnen Lust!" —
Und wild mit heißer Liebe Blicken preßte
Die starren Glieder sie an ihre Brust —
„Ihn mordet' ich! Ein Opfer mußte fallen;
Die Gattinn, oder Mutter, traf Verlust!
Von meiner Treue war ich abgefallen,
Und durch Verbrechen büßt' ich das Verbrechen;
Verlassen von des Himmels Geistern allen,
Mußt' ich durch blut'gen Mord die Treue rächen!
O hättest du, der rächend mir erscheint,
Das Herz gesehn, in tausend Qualen brechen,
Das in der Liebe Frucht gebar den Feind!
Sähst du, der richtend meine That verdammet,
Deß Auge nie der Liebe Thränen weint,
Wie Himmelslust der Mutter Herz entflammet,

Wenn in den Armen sie nun liebend heget
Den Liebling, der von Liebesfreuden stammet,
Und lächelnd der Erinn'rung Lust erreget;
Du würdest trösten, aber nicht verklagen
Das arme Herz, von Stürmen wild beweget,
Das, fluchend sich und des Gebornen Tagen,
Das Kind der Schmerzen schmerzlich muß zerstören,
Und seine Liebe hassend selbst zerschlagen." —
Da fühlt' ich Mitleid mir die Brust empören,
Und, zu dem Finsterblickenden gewendet,
Sprach ich: „der Buße reuig Wort zu hören,
Erschienst du hier aus jener Welt gesendet.
Wenn nun die Fleh'nde Gottes Gnad' errungen,

Ist

Ist dann dein Werk in dieser Welt vollendet?"

Doch ward ich bald von neuem Schmerz durchdrungen;
Denn schüttelnd regte sich des Bleichen Haupt,
Vom Mitleid ward der Kalte nicht bezwungen,
Dem Todeshand des Herzens Glut geraubt.

„O heil'ge Macht!" — rief ich — „die kalten Leichen,
Zu brechen der Lebend'gen Herz, erlaubt,
Kannst du der Todten Herzen nicht erweichen?
Du mit dem starren, thränenlosen Blick,
Sieh hier des blut'gen Mittlers Gnadenzeichen,
Der schuldlos starb für sünd'ger Menschen Glück!
Den Mördern hat er sterbend noch vergeben,
Heilbringend kehrt er aus der Gruft zurück,

Ins Reich des Todes führt er ein das
Leben.
Willst du, der seinen Namen einst bekannte,
Dich feindlich nur aus deiner Gruft er-
heben,
Das Leben fesselnd durch des Todes Bande?
Laß ab, dein bluterstarrend Bild zu zeigen,
Und kehr' zurück zu seel'ger Geister Lan-
de!" —
Starr blieb der Geist, und wollte nicht
entweichen.
Da hob sie auf die wundgerung'nen Hände,
Und rief: „Laß meine Thränen dich er-
weichen,
Erbarme dich, daß meine Marter ende!
Aus jeder Thräne ruft die Angst, verschone!
Daß mit Verzweiflung mich der Schmerz
nicht blende!
Ihr Heil'gen all', die ihr vor Gottes
Throne
Der Menschen sündiges Geschlecht vertretet,

Du heil'ge Mutter von dem ew'gen Sohne,
Die gnadenreich für reu'ge Sünder betet,
Gebt meinen Worten Kraft, daß der mich höre,
Der sinnverwirrend Leib und Seele tödtet.
Gieb mir den Schlummer wieder! ich beschwöre
Dich, bleicher Schatten, bei des Grabes Frieden;
Nach bang durchseufztem Tag der Quaalen störe
Des Schlafes stille Tröstung nicht der Müden!
Ach wende diese graunvoll ernsten Mienen,
Die Seelen in des Grabes Fesseln schmieden!
Bist du verdammt, der Rache nur zu dienen?
Kann nicht des Priesters, nicht der Heil'gen Bitte,
Die dem Gerechtesten die Welt versühnen,

Im Grabe halten deine nächt'gen Tritte? —
Kann Welt und Himmel nicht dein Herz bewegen,
So komm, du todtes Schmerzens-Kind, und bitte,
Des Grabgenossen Mitleid zu erregen.
Um seine Liebe hab' ich dich verstoßen,
Bei deines Herzens ersten Lebensschlägen
Hab', ihm zum Opfer, ich dein Blut vergossen.
Zeig' ihm die Brust, der deines Lebens Flut,
Die Mutter zu versühnen, einst entflossen;
Nenn' ihm der Schmerzen nie gestillte Glut!
Frag' ihn mit deinem blassen Todtenmunde,
Ob feindlich er begehrt der Gattin Blut,
Die dir voll Liebe schlug die Todeswunde!" —
Da sahn wir ernst sein Haupt den Schatten neigen,

Und dumpf erklang die mitternächt'ge
Stunde;
Blut fordernd sank er zu des Todes Rei-
chen.
Und seiner Gruft entsteigt er jede Nacht,
Sein bleiches Bild der Zitternden zu zeigen;
Des ew'gen Richters rächend Auge wacht,
Und Blut allein kann blut'gen Mord ent-
sünden.
Euch, Richter, leite nun des Himmels
Macht,
Gerechtes Urtheil dieser That zu finden.
Gott aber geh' mit uns nicht ins Gericht,
Und handle nicht mit uns nach unsern
Sünden,
Wenn sterbend einst das müde Auge
bricht!" —
Noch hielt die Richter stummes Graun um-
fangen;
Mehr schreckt sie, als die That, der Strafe
Schauer;

Da stellt sich Rosemunde selbst gefangen,
Gleich Büßenden gehüllt in tiefe Trauer.
Und es umschließt sie bald auf ihr Verlan-
gen
Des finstern Kerkers einsam kalte Mauer.
Da wiegte sie mit sanftem Arm der Schlum-
mer,
Und bald entwich ihr Geist der Erde Kum-
mer.

Schön und Romantisch.

Ein Wort, welches Gefühl und Empfindung bezeichnet, ist nicht leicht einer Misdeutung unterworfen. Erst wenn der Verstand anfängt den Begriff, welcher dem Worte beiwohnt, vom Gefühl zu sondern, entsteht Ungewißheit, Irrthum und Verwirrung. Die Empfindung z. B. welche man mit dem Wort salzig bezeichnet, kennt jeder: allein die Salze des Chemikers wird das gemeine Gefühl nicht immer anerkennen; denn den Chemiker leitet bei seiner Benennung der Begriff, welchen er von der Geschmacksempfindung zu sondern gewohnt ist. Volle Bekanntschaft mit dem Begriff des Worts stellt die Vereinigung desselben mit dem Gefühl vollkommen her; geht aber eine

unvollkommene Kenntniß des Begriffs in die Vorstellungen des gewöhnlichen Lebens über: so stört sie gewöhnlich den Sprachgebrauch und bringt in die Bedeutung der Worte jene Ungewißheit und Verwirrung.

Der erste, der einen Gegenstand schön nannte, wußte ohne Zweifel, was er mit dieser Benennung sagen wollte; nicht so alle, die im Gebrauch dieses Worts ihm folgten. Der eine hatte bemerkt, daß das Schöne ihm gefalle: er hielt sich an dieses Merkmal, und so verwechselte er es mit dem Angenehmen; ein andrer fühlte seine Gemüthskraft nach dem Anblick eines schönen Gegenstandes erhöht und belebt: so vermischte er das Schöne mit dem Erhabenen. Ein dritter bemerkte den Irrthum und fing an zu untersuchen. So ward das Schöne, wenigstens seinem Begriff nach, ein Raub der Schulen und ein Gegenstand ihres Zwistes.

„Zu was aber eine Untersuchung? Ist es

nicht hinlänglich, wenn jeder nur weiß, oder dunkel fühlt, was schön ist? Der Genuß am Schönen gilt mehr, als die subtilste Bestimmung seines Begriffs!"

Der Einwurf schließt mit einer Wahrheit, aber es ist dem Gegner selbst kein Ernst damit. Denn indem er verlangt, daß der Gegenstand, der ihm als schön gilt, auch von andern schön genannt werde; so fordert er ein allgemeines Einverständniß über die Natur des Schönen, das weder Zeit, noch Verschiedenheit der Ansicht verändern kann.

Der schöne Gegenstand, wie eben im Vorbeigehn erinnert worden, gefällt dem Sinn, aber zugleich erhebt er auch den Geist. Bemerkt man, daß, (von derselben Stufe der Betrachtung angesehn) Sinn ein empfangendes, Geist hingegen ein handelndes Vermögen unsres Gemüths bezeichnet: so erkennt man die Eigenschaft des Schönen, das ganze Gemüth, von Seiten seiner Em-

pfänglichkeit und Selbstthätigkeit zugleich, zu bewegen. Diese allseitige Bewegung ist die hohe, göttliche Ruhe, von welcher die Begeisterten durch den Genuß der Schönheit, mit Andacht und heiligem Entzücken sprechen — denn Ruhe ist nicht allein vor der Wirksamkeit der Kräfte, sie geht auch lebendig aus ihrer gleichen Wirksamkeit durch liebende Vereinigung hervor.

Das Ideal der Schönheit wird also in der wirklichen, vollendeten Vereinigung des Erhabenen und Angenehmen zu finden seyn. Vollendet muß diese Vereinigung seyn, gleichsam eine Durchdringung, welche die Elemente einzeln der Wahrnehmung entzieht und blos das Product ihrer Vereinigung der Anschauung läßt.

So sehn wir die Farbenstralen des Prisma sich im Durchgange durch ein Vereinigungsglas zu farblosem, weißem Licht verbinden: sie selbst sind der Wahrnehmung

entzogen; ihr Product nur, das Abbild ihres ursprünglich vereinten Zustandes, steht vor der Anschauung. Denkt man sich die Schönheit, (das Ideal,) als das Abbild der ewigen Ideen, so findet das erläuternde Gleichniß eine volle Anwendung.

Allein, wie das Licht in dem Dunstkreise der Erde nicht in ungetrübter, farbloser Reinheit erscheint, so auch die Schönheit. Die Elemente beweisen ihre Kraft, und drängen ihr endliches Wesen der Erscheinung des Unendlichen auf. So schwankt das Leben, bald versiegend, bald verströmend, einem doppelten Tode zu; so schwankt auch die Schönheit mehr oder weniger auf die Seite des Angenehmen oder des Erhabenen, in deren beiden Extremen endlich ihr Wesen sich ganz verliert. — Wir wollen hier nicht untersuchen, ob nicht die Natur in glücklichen Bildungen zuweilen reine Ideale hervorgebracht habe, oder ob es dem Sehergeiste entzückter

Künstler gelungen sey, der Natur die Form vorzubilden, nach welcher sinnend, sie ihre schaffenden Kräfte bewegt — ob der Apoll und die Venus von Belvedere (die Himmlischen lieben ihren alten, gefeierten Namen!) das reine Ideal darstellen, oder ob jener dem Erhabenen seine Würde, diese dem Angenehmen ihre Anmuth danke. Was hiervon auch das Wahre sey: solche Erscheinungen bleiben eine unerwartete Gunst des Himmels, dem wahren Künstler zum Zeichen gegeben, daß die Götter seinen Eifer belohnen, wenn er ernstlich ist, und, unverlockt vom Irdischen, fest auf das Ewige hinblickt.

Gelingt es aber auch dem Künstler, in der Beschränktheit alles menschlichen Wirkens, nicht, das reine, göttliche Ideal darzustellen: so bleibt ihm doch der ehrenwerthe Ruhm, auf einer der beiden Seiten, dem Ideal nahe, seine Kunstwerke bilden zu können. Neben dem Ideal steht nämlich auf

der Einen Seite die hohe Schönheit, welche sich in zahllosen Nüancen endlich in das Erhabene verliert; auf der andern Seite, die reizende Schönheit, welche sich zulezt im Angenehmen auflöset. Diese, doch sehr entfernt vom Extrem, zeigt z. B. die Bildsäule des Meleager, oder des sogenannten Antinous; jene, dem Extrem des Erhabenen etwas näher, die Pallas der Dresdner Antikensammlung.

Unter musikalischen Werken giebt Mozarts Symphonie in C dur (mit dem fugirten Schlußsaz) ein Beispiel für das hohe, desselben Symphonie in Es dur ein Beispiel für das reizend Schöne, und beide stehn nicht weit vom Ideal entfernt. Unter den Werken der Dichtkunst gehört Sophokles erster und zweiter Oedipus der hohen, seine Antigone der reizenden Schönheit an, beide ebenfalls dem Idealschönen sehr nahe.

Mehr nach dem Extrem des Erhabenen

wendet sich Aeschylos; für die zweite, entgegengesetzte Seite giebt jedoch Euripides kein in gleichem Grade passendes Beispiel, weil er mehr aus dem geschlossenen Kreise des Schönen herauszutreten und sich dem Romantischen zu nähern scheint.

„Wird aber das Erhabene nicht entwürdigt, wenn es diese Ansicht eben so fern von dem Schönen stellt, als das Angenehme? Soll das Höchste, was den Menschen zu den Göttern erhebt, gleichen Rang haben, mit dem, was ihn mit vernunftlosen Geschöpfen in dieselbe Klasse setzt? Soll nicht vielmehr der Mensch, der sich vom Angenehmen zu dem Schönen erhoben hat, nun weiter hinaufsteigen zu dem Erhabenen, als der höchsten Stufe seiner ästhetischen Bildung?“

Wodurch ist ein Gegenstand erhaben? Ist es nicht bloß dadurch, daß er mit imponirender Gewalt der sinnlichen Natur ihre Schran-

Schranken zeigt, und in dem Menschen das Bewußtseyn einer höhern, übersinnlichen Natur weckt, die keiner endlichen Macht erliegt, weil sie göttlicher Natur ist, und keiner unendlichen, weil sie selbst mit dem Unendlichen Eins ist? Das Erhabene setzt daher allezeit voraus, ein Unterliegen der sinnlichen Natur entweder vor einer stärkern Naturkraft, bei sinnlich erhabenen Gegenständen, oder vor einer übernatürlichen Macht, bei dem Uebersinnlich-Erhabenen. Es ist daher, so hoch es auch den Menschen hebe, doch selbst nicht von göttlicher, sondern von endlicher Natur: denn es setzt selbst die Endlichkeit und Beschränktheit der Natur als Bedingung seines Erscheinens voraus, und würde mit dem Endlichen verschwinden, dahingegen das reine Idealschöne unter Göttern lebt, in deren ewigem Wohnsitz das an die Endlichkeit gefesselte Erhabene keinen Raum findet.

„Aber ist die Idee der Gottheit nicht selbst das Erhabenste, und folglich höher, als die Idee der Schönheit?“ Erhaben ist selbst die Idee der Gottheit blos für die endliche Natur, welche sich ihrer Endlichkeit d. h. ihrer Beschränktheit, an ihr bewußt wird. Erhabenheit wär also keine selbstständige, sondern eine abhängige Eigenschaft der Gottheit. Tilge die endliche Natur, so tilgtest du eine Eigenschaft der Gottheit, welches ihrer ewigen Idee widerspräche. Und verschwindet nicht vor des Menschen heiligem Willen selbst die ernste Majestät der Gottheit? „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, sagt der Dichter, und sie steigt von ihrem Weltenthron.“ Der Mensch, den dieser heilige Sinn erfüllt, vergißt den Gedanken an seine eigne Endlichkeit; er fühlt sich in seiner ganzen Natur dem Ewigen nah, und, wie zurückgetreten in die unbefleckte Kindheit, sieht er in seinem Gott

nicht den majestätischen König und Richter, sondern einzig den ewigen Vater.

Doch wir leben in der Welt des Endlichen. Niemand störe daher den Künstler, der, nicht für Götter, sondern für Menschen bildend, sich das Erhabene zum Ziel wählt. Sein Werk wird bestehen so lange die Endlichkeit selbst besteht, und die Welt des Schönen würde auf der Erde nicht Raum finden, prophezeihten nicht ehrwürdige Formen des Erhabenen von der zukünftigen Theofanie. Und warten nicht auf uns alle die feierlich erhabenen Pforten, welche die ewige Welt des Schönen, wie ein verborgenes Allerheiligstes, geheimnißvoll verschließen? Wohl dann dem Auge, das, gewöhnt Erhabenes zu schauen, in den furchtbar ernsten Bildern, theure Bekannte aus der ewigen Welt begrüßen kann! —

Eben so wenig verschmähe jemand die reizenden Gebilde des angenehmen Künst-

lers! Sie erheitern das Leben, ohne die Götter, wegen kleiner Beschwerden, vom Olymp zu rufen. Dem heitern Sinn nur erscheint das Schöne in seiner reinen, göttlichen Gestalt. Der trübe Sinn empfängt ein trübes Bild, und wie der Kranke oft sich abwendet von dem, was er in den Tagen der Gesundheit mit Sehnsucht begehrte, so verschließt sich der Mißmuth der stillen Gewalt des Schönen. Und ist das Angenehme weniger in dem Schönen selbst begriffen, als das Erhabene? Wenn dieses, als der Geist, in ihm sein ewiges Leben nach abgeworfner Endlichkeit erreicht, so findet jenes, als Leib, in ihm seine verklärte Auferstehung.

Wir verglichen die Durchdringung des Angenehmen und Erhabenen im Schönen mit der Vereinigung der Farbenstralen zum reinen Licht.

Allein außer dieser völligen, innigen (dynamischen) Durchdringung, in welcher die Elemente sich verlieren, (neutralisiren, sagt der Physiker, und nennt deßwegen eine solche Durchdringung Neutralisation,) giebt es noch eine mechanische Vermischung, in welcher die Stoffe sich nicht neutralisiren, sondern selbst im Product noch ihre eigne Natur erkennen lassen. Vermischt man blaue und gelbe Farbenstoffe, (Pigmente) so entsteht bekanntlich die grüne Farbe: daß man in dieser beide Elemente unterscheiden könne, zeigen grüne Körper, welche bei näherer Betrachtung gelb und blau gefleckt sind, z. B. die Raupe auf der Wolfsmilch, oder Zeuge, aus gelben und blauen Fäden gewebt. Das neue Product also entsteht hier blos aus dem schnellen Wechsel der verschiedenen Empfindungen oder Sinnesaffektionen, nicht aus ihrer wirklichen Vereinigung. Ein solches Product ist die Harmonie der Töne,

welche die Verschiedenheit der einzelnen Töne nicht aufhebt, wiewol der Sinn sie im Product zu vergessen scheint. Diese Art der Verbindung verschiedener Dinge kann man zum Unterschied von jener Durchdringung eine mechanische, oder auch harmonische Verbindung nennen.

Aus einer solchen mechanischen oder harmonischen Verbindung des Angenehmen und des Erhabenen entsteht nun das Romantische, welches daher, um unsre Vergleichung wieder aufzunehmen, sich zu dem Schönen verhält, wie das Farbenspiel zu dem reinen Licht.

Wir nennen im Gegensatz der alten, klassischen Zeit, die neuere, und in dieser besonders das Mittelalter, ein romantisches Zeitalter.

Zeigt sich aber nicht eben in dem Charakter jener Zeit diese unverkennbare Vermischung des Erhabenen und Angenehmen?

Es sey hier genug, sie in den beiden Wendepunkten alles damaligen Wirkens nachzuweisen: in der Liebe und der Religion.

In dem klassischen Alterthum konnte wenig von der Sehnsucht der Geschlechtsliebe die Rede seyn. Damals, wie der Elegiendichter aus Rom sagt:

. . da Götter und Göttinnen liebten,
folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.

Enthaltsamkeit war weder durch Konvenienz, noch durch religiösen Kultus zur unwillkommnen Sitte gestempelt; ja der Dienst der schönen Göttinn forderte Mädchen und Jünglinge auf, das göttliche Geschenk der Schönheit der verlangenden Bewundrung nicht zu entziehn. Die Göttinn vergaß in der Liebe des Helden ihrer Majestät, und den Heroen schreckte nicht stumme Verehrung in anbetendes Staunen zurück, wenn die ambrosischen Arme ihn umfingen. An-

ders war es in der romantischen Zeit. Die Enthaltung, ein vorübergehender Gebrauch bei den heiligen Einweihungen der klassischen Zeit, schien dem ganzen Leben jene momentane Heiligkeit mitzutheilen, wenn sie selbst sich über das ganze Leben verbreitete.

Die Meinung ging aus der kirchlichen Strenge in die Sitte des Lebens über, und die Liebe mußte sich hinter die Aegide des Sacramentes flüchten, um vor jener Strenge zu bestehn. Verschwunden war nun die Freiheit in der Liebe. Statt des Genusses erschien Sehnsucht, die Pförtnerinn der idealen Welt. Den Mann trieb das Geschäft der Waffen in das freiere Leben; er strebte nach Würdigkeit des Besitzes, wenn ihm dieser selbst versagt blieb. Die Jungfrau, von der Sitte strenge bewacht, lernte ihre Liebe als kostbares Kleinod betrachten und zum Lohn für den Würdigen aufbewahren. So erzeugte sich die hohe Achtung gegen das

Geschlecht der Frauen, die Chevalerie der Männer — von ganz andrer Art, als der Heroismus der Halbgötter — und die Galanterie der Ritterzeit. Das Erhabene der Pflicht, der Ehre, der Tapferkeit, gattete sich mit der Aussicht auf Liebe, welche jede That des Ritters begleitete, und der liebenden Jungfrau erschien der Geliebte nicht blos als liebender Mann, (wie Paris seiner Helena, als er vor Menelaus geflohen war,) sondern als sieggekrönter, bewunderter Held.

Und die Religion — Ist nicht die Grundfeste alles Christenthums — Entsündigung und Versöhnung durch den Tod des Göttlichen — die höchste aller romantischen Ideen? Wenn der klassische Geist auch selbst im kindlichen Sinn den Vater der Götter auch Vater der Menschen nennen konnte: nur der romantische Sinn konnte die Gesammtheit der Kirche als eine ideale Person, erröthend in Liebe, gleich einer Braut, dem göttlichen

Bräutigam entgegenführen; nur dieser Sinn konnte die Qualen des Todes mit fröhlichem Herzen besiegen, und die Treue dem Geliebten sterbend bewahren. Ueberall ist aber hier die erhabene Kraft des Willens neben dem Genuß der ideellen oder reellen Freuden der Liebe — das Angenehme bei dem Erhabenen.

Nicht aber blos den Charakter der Zeit, auch einzelne Gegenstände der Natur und Kunst nennen wir romantisch, wenn jene Verbindung des Angenehmen und Erhabenen in ihnen bemerkbar wird. Ein Frühlingstag kann schön seyn, eine Frühlingsnacht ist romantisch; schon der abendliche Duft der Blumen ist romantischer, als derselbe am Tage, denn indem seine Ursache sich verbirgt, entsteht ein Schein des Mysteriösen, welcher neben dem Angenehmen das feierlich Erhabene hervorruft; der Mond hinter Gewitterwolken ist romantischer, als der, an leicht bewölktem Himmel; ein blü-

hender Garten am Meerstrand ist romantischer, als an einem kleinen Fluß: hingegen ein umblühter Bach in einem Felsenthale ist wieder romantischer, als das Felsengeklipp am Meere, welches wild, grausend, erhaben seyn kann, aber nicht romantisch, ohne den Zusatz von etwas Angenehmen, sollte es auch nur eine Anforderung an die Phantasie seyn, etwas dergleichen hinzuzubilden.

Die Gartenkunst bildet vorzüglich das Romantische, die Plastik hingegen das Schöne, doch ist ihr das Romantische nicht ganz fremd, so wenig als dem vorzugsweis klassisch genannten Alterthum. Fast alle christlich-religiösen Gemälde sind romantisch, schon der Natur dieser Religion selbst nach.

Die schöne Madonna mit dem göttlichen Kinde, die Auferstehung und die Auffahrt des siegenden Erlösers in die engelerfüllte Wohnung voll göttlicher Glorie, zei-

gen insgesammt den angegebenen Charakter des Romantischen.

Mozarts Opern haben fast insgesammt romantische Natur; seine Symphonien gehören mehr in das Gebiet des eigentlich Schönen; dagegen Haydn's Instrumentalmusik mehr romantisch ist. Die vorzüglichsten Kirchenkompositionen beider Meister haben mit Recht romantischen Charakter. Bei vielen der neuern Komponisten scheint aus dem Romantischen, Schwulst und Bombast zu werden.

Schiller nannte seine Jungfrau von Orleans ein romantisches Trauerspiel, und mit vollem Rechte. Schon die Hauptfigur, die prunklose, aber gottbegeisterte; friedlich schwache, aber siegreiche; reizende, aber Liebe verschmähende Jungfrau, ist ein völlig romantischer Charakter. Der Gegensatz des Idealen und Realen, welcher durch das ganze Schauspiel durchgeht, der Sieg des Idealen

und der geheimnißvolle Tod des Schönen hält das Ganze durchaus romantisch; auch die Begebenheiten wechseln dem romantischen Charakter gemäß. Ueberhaupt ist der romantische Geist fast allen Gedichten Schillers eigen, und wenn unsre Vergleichung des Schönen mit dem Licht und des Romantischen mit der Farbe nicht unpassend ist, so scheint des Dichters Distichon:

Wohne du ewiglich Eins dort bei dem ewiglich Einem,
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zu Menschen herab,

seine Vorliebe für das Romantische im Bild anzuzeigen.

Göthe's Tasso ist romantisch, seine Iphigenia gehört in die Reihe des Schönen. Für beide Gattungen der Kunst sind die Werke dieses Dichters ein reichhaltiges Repertorium, dessen Werth bei jedesmaligem Betrachten immer höher steigt.

Schön ist der Friede —
sagt der Chor in der Braut von Messina —
ein lieblicher Knabe
liegt er gelagert am ruhigen Bach —
Romantisch ist der Krieg; er hat auch seine Ehre,
der Beweger des Menschengeschicks —
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
selbst dem Feigen erzeugt er den Muth — —
Welches nun das Bessere sey von Beiden? — Es ist schwer zu bestimmen; das Beste aber ist, des Augenblickes Gabe nicht zu verwerfen, und über dem Blick nach dem Ziel, nicht den Weg dahin zu verfehlen oder vornehm zu verachten.

Kleine Gedichte.

Amor.

Löse vom Aug' das verhüllende Band, blind-
flatternder Amor,
Daß nicht irrend die Hand Fremdes dem
Fremden vereint.
„Sorge du nicht, es vertilget die Glut der
olympischen Fackel
Jegliches Fremde der Brust, einet dem
Geiste den Geist."

Des Göttlichen Loos.

Wohn' im Olymp, unsterblicher Geist, fern
ehret der Mensch dich;
Nahst du, in Blödsinnswuth schlägt er
den Gott an das Kreuz.

Frühlingssturm.

Herbei des Nordpols grimmiger Winter-
sturm!
Stürz' auf die grünanschwellenden Knospen
hin,
Eh' noch des Frühlings Hauch vom An-
muth
Lächelnden Hauch die Erwachten an-
weht.

Mit finstrer Nacht umhülle die Schlum-
mernden,
Mit weißem Grabtuch sinkendes Flocken-
schnee's
Umhänge statt blütvoller Lenzpracht
Trauernde Zweige bejahrter Wipfel.

Sieh, gern des Schneesturms frostigem Todeskuß
Beut Liebumarmung jegliches Waldes Strauch;
Eisbergen gleich, umhüllt vom Schneekleid,
Starren sie froh in des Frostes Fesseln.

Vorahndend unheilschwangerer Zeiten Graun,
Aus künft'ges Frühlings tieferverborgenen
Blütaugen, drang, unzeitiger Schönheit
Wundergeburt den Erstaunten zeigend,

Durch falbes Herbstlaub blühender Rosen Pracht,
Hinfliehnder Freiheit scheidendes Licht zu schaun,
Aus freier Brust noch freies Athems
Sterbende Hauche zu weihn der Göttinn.

Früh schwoll des Weinstocks seherbegeisternde,
Saftvolle Frucht, bang scheuend am späten Fest
Klagvolle Störung; früh am Baumast
Reifte die Frucht und es sah der Land-
mann

Roth blühn des Pfirsichs kahles Gezweig im
Herbst;
— So glühn des Nordscheins Stralen, wie
Morgenroth
Aus mitternächtlich dunkler Gegend,
Drohen des Kriegs und der Seuchen
Drangsal. —

Blut floß und Freiheit starb, da entrausch-
test du,
Nordsturm dem Eispol, grünendes Laub
entsank
Baumzweigen, unwelk senkten traurend
Bäume den Schmuck zu dem Grab
der Göttinn.

Und wieder furchtbar wehet der Sturm; es
liegt
Noch todt die Göttinn; ach, sie erwachet
nicht!
Umsonst, o Frühling, nahst du lächelnd,
Hemme den Schritt, du ereilst die
Unlust!

Der Flatterer.

Auf den Blumen schwebt des Frühlings
Leichter, buntgeschwingter Sylphe.
Jede Blume will er küssen,
Wiegen sich auf jeder Blüthe.
Sylphe, flatterhafter Sylphe,
Bleibst du keiner Blüthe treu!

„Süßer Hauch durchzieht die Lüfte,
Hat mit Sehnsucht mich erfüllet;
Welche Blüthenbrust umhüllet
Solche wollustreiche Düfte?
Jede frag' ich, jede schweiget,
Blüthen redet, Blumen zeiget
Mir das nahe, ferne Glück!“

Flattrer, leer sind deine Worte!
Um dich düften tausend Blumen,
Alle zarte Frühlingskinder,

Und der Schmuck von Wies' und Gärten.
Jede füllt mit süßem Hauche
Rings um dich die lauen Lüfte.
Sylphe, flatterhafter Sylphe,
Keiner Blüthe bleibst du treu!

„Treue halt' ich meiner Liebe.
Weil ich nirgends sie gefunden,
Hab' ich nirgends mich gebunden,
Fand ich nirgends, wo ich bliebe.
Ueberall nur fand ich Reue,
Liebesblüthe, meine Treue
Geb' ich einzig, einzig dir!"

Und er eilt mit leichten Schwingen,
Küßt die Rosen, küßt die Nelken,
Keine kann den Flattrer zwingen,
Müssen einsam bald verwelken;
Von geliebter Düfte Wogen
Fühlt er mächtig sich gezogen,
Und er sieht in Götterpracht

Weiß die hohe Lilie prangen,
Fühlend die geliebte Macht
Will er ewig an ihr hangen.
Lilie, zarte, stolze, süße,
Ew'ger Sehnsucht Liebesblüthe,
Treue kannst du nur belohnen,
Treue kann bei dir nur wohnen,
Wo die Liebe ewig wohnt!

Und der Frühling zog vorüber,
Und der Lilie Blätter sanken;
Liebend an dem letzten Blatte
Hing der Sylph' und ließ im Tode
Die geliebte Lilie nicht.

Untreu.

Liebchen, du zürnst? — „Und du fragst,
Treuloser, der Glyceren küßte?" —
Brichst du die Treu nicht selbst, wenn
du die Küsse versagst? —
„Strafe gebührt!" — O, bestrafe wie sonst,
da ich, Glyceren untreu,
Dich umfangend im Kuß hing an dem
rosigen Mund!

Der moderne Timon.

Haß dem Geschlecht! laut ruf' ich es aus,
hört Alle den Ausruf!
Hört mich ein Mann, dann gleich wen-
det mein Haß sich von ihm.

Verlust.

Willst du nie dich wieder zeigen,
Süßentzückend, göttlich Bild?
Fruchtlos in des Waldes Zweigen
Such' ich, fruchtlos im Gefild.

Täglich, als ich dich gefunden,
Glänzte mir das Leben neu,
Lieb' und Glück war bald verschwunden,
Nur die Trauer blieb mir treu.

Schwebt nicht mehr um mich, Gestalten
Hingeschwundner sel'ger Zeit,
Konnt' ich nicht mein Glück erhalten,
Flieh auch du, Erinn'rung, weit!

Butes.

Ballade.

„Hört die Warnung! Lauschet nicht den schönen,
Sinnbethörend weichen Liebestönen,
Die vom Fels Sirenenmund euch singt;
Lockend schallen sie zu euch herüber,
Rufen mächtig euch ins Meer hinüber,
Weh euch, wenn der Ruf gelingt."

„Viel schon folgten, thorheitvoll, dem Klange,
Und bei süßeinschmeichelndem Gesange
Schwand die Welt vor ihrem trunknen Sinn.
Speis' und Trank vergaßen die Bethörten;
Selig, wenn sie nur die Stimmen hörten,
Und ihr Leben schwand dahin."

Warnend ruft's Odysseus, und erschrocken
Deckt das Schiffsvolk mit der Welle Flocken
Sorgsam sich das leichtbesiegte Ohr.
Weiter rauscht das Schiff, die Winde schwellen
Hoch die Segel, bald, aus blauen Wellen,
Steigt der weiße Fels hervor.

Und es schallen himmlisch süße Lieder,
Frohaufrauschend hallt das Meer sie wieder,
Alle Götter blicken aus der Flut.
Wolken neigen sich und Felsen steigen,
Skylla lauscht und ihre Schlünde schweigen,
Selbst Charybdis Wirbel ruht.

Doch, vom Volk' Odysseus nicht vernommen,
Kommt auf luft'gem Meer das Lied ge-
schwommen,
Ruhig hält das Schiff die sichre Bahn;
Ruderschlag umrauscht die taube Menge,
Und sie ruft, verspottend die Gesänge,
Höhnung laut zum Fels hinan.

Butes

Butes nur tritt zu des Schiffes Rande,
Nach dem liedumtönten Felsenstrande
Schaut des Jünglings glühend Aug
entzückt.
Dort, wo früher Heimath Töne schallen,
Wo die Lichtgestalten göttlich wallen,
Fühlt er einzig sich beglückt.

Und er wendet sich mit hellverklärten
Blicken zu den staunenden Gefährten;
Doch vergebens spricht er heil'ges Wort.
Theuer sind den Tauben ihre Bande,
Nach der sichern Güter reichem Lande
Steuern emsig schnell sie fort.

Aber trunknes Blicks am Felsen hangend,
Ruft der schöne Jüngling: tragt umfangend,
Heil'ge Wellen, mich an jenes Land!
Schützt den Schwimmer, seel'ge Meeresgötter,
Seyd dem Sinkenden hülfreiche Retter! —
Und er stürzt vom Schiffesrand.

Und, lichtglänzend, auf den grünen Wogen
Kommt es schwanenweis herangezogen;
Schön umgeben vom Charitenchor
Naht sich Kypris auf umkränztem Wagen,
Und der Göttinn Lilienarme tragen
Butes aus der Flut empor.

Und an Götterbrust, an Göttermunde
Eilt dem Glücklichen in süßem Bunde
Wie ein Traum des Lebens Zeit davon.
Nimmer können selbst die ernsten Mören
Ihm der Seligkeiten Fülle stören;
Gott bei Göttern lebt er schon.

Kleine Gedichte.

Rheinwein.

Göttlich bist du, ein lauteres Gold, und
gleichest der Wahrheit;
Selten bekommt dich das Volk rein, wie
der Himmel dich gab.

Champagner.

Bei Bacchus voller Kelter
Stand unter Winzerinnen
Bettina mit der Cither,
Und sang mit schlauem Lächeln
Das Lob des holden Amor.
Da kam, mit Wein und Ephen
Die Götterstirn umwunden,
Der schöne Gott der Reben,
Bettinen für den Frevel
An seinem Fest zu strafen.
Doch kaum sah er das Mädchen,
Als Amor's Macht er fühlte;
Und stärker griff Bettina,
Als sie der Gott umarmte,
Des Citherspiels Besaitung,
Daß aus dem zarten Finger
Lebend'ger Purpur sprißte;
Und Liebesglut Bettina's

Fiel in den Saft der Trauben.
Er braußt in ew'ger Jugend,
Hat nun Bettina's Schalkheit,
Und hat Bettina's Leichtsinn,
Und hat Bettina's Liebe,
Und hat Bettina's Treue.
Ein Morgentraum erweckt sie,
Ein Abendwind verweht sie.

Konstanzia.

Feuer des göttlichen Augs und des Munds ambrosische Süße
Mischt' Aphrodite, und schuf, süße Konstanzia, dich.

Bischof.

Bitter und süß, in berauschender Kraft roth-
funkelnder Weinflut,
Gleichst du der Liebe, die Schmerz mischt
in den süßesten Rausch.

Charade.

„Heut' Abend läßt mich der Vater allein;
Das vergönnt uns ein trauliches Wörtchen.
Bleibt heiter der Himmel, so stelle dich ein,
Da öffn' ich dir, Lieber, das Pförtchen."

Ich herzte das Blättchen, zerküßt' es wol schier;
Um mich wirbelte Alles im Tanze,
Der Himmel blieb heiter und lächelte mir,
Und ich war vollkommen das Ganze.

Und es drängten die Bilder der Zukunft sich,
Die mit lieblichem Wahn mich ergetzten,
Und die Brust, der die zweifelnde Bangniß entwich,
Blieb offen den beiden Letzten.

Schnell trug mich hin zu dem Ziele der Lauf,
Doch ob ich vor Ungeduld berste,
Das Pförtchen thut nimmer und nimmer sich auf,
Bleibt immer und immer *die Erste.*

Seitdem ist es aus mit den *letzten Zwei'n,*
Sie entflohn mit dem heiteren Glanze;
Soll mir immer das Pförtchen *die Erste* seyn,
Werd' ich nimmer wol wieder *das Ganze.*

Sankt Johannes

und

seine Katze.

Legende.

Johannes lehrte weit und breit,
Bekehrte viel Volk zur Christenheit,
Hieß sie Lieb' und Barmherzigkeit üben,
Weder Menschen noch Kreatur betrüben.
Einsmals, wie er das Land durchzieht,
Er ein grausames Spektakel sieht,
Wie sich ein Haufen blinder Heiden
An der Qual eines armen Kätzleins weiden,
Das sie, an einen Baum gebunden,
Mit Pfeilen, zum Zeitvertreib, verwunden.
Johannes tritt mitten unter sie hin,
Spricht: lasset ab von dem bösen Sinn!
Erkennet, daß auch die Kreatur
Mit dem Menschen theilt die ew'ge Natur,
Und daß einst muß der Tag erscheinen,
Wo sich alle Ding' in Gott vereinen.
Denn, ein jegliches Ding in seiner Art
Gottes heil'ges Antlitz offenbart,

Und sehnt sich, wieder zu gelangen
Zum Quell, von dem es ausgegangen,
Welchen auch eure alten Weisen
Mit uns Christen und allen Völkern preisen.

Als nun das Heidenvolk gehört,
Daß Johannes ihre Weisen ehrt,
Treten sie horchend um ihn her,
Begehren von ihm zu hören mehr.
Der blickt freudig zum Himmel auf,
Läßt seiner Rede freien Lauf,
Spricht von dem Wort, das Plato verkündet,
Welches die Welt vom Abfall entsündet,
Und mit seinem heiligen, rothen Blut
Gelöscht des Zornes flammende Glut;
Von dem jungfräulichen reinen Schooß,
Dem die zweite, göttliche Welt entsproß. —
Da sehen die Heiden sein Angesicht
Hell stralen von reinem Himmelslicht,
Fallen nieder in ganzen Haufen,
Lassen sich von Johannes taufen.

Nur Einer, etwas ungläubig, spricht:

Warum

Warum thust du ein Zeichen nicht?
Erwecke, wie ein Prophet die Todten,
Daß ich dich erkenne für Gottes Boten.
Johannes alsbald die Hand ausstreckt,
Das todte Kätzlein zum Leben erweckt,
Und die Wunden von vielen hundert Pfeilen,
Bei seinem Berühren plötzlich heilen.
Der Heide nun Christi Lehre bekennt,
Sich Sankt Johannis Jünger nennt.

Das Kätzlein lief auch Johanni nach,
Will von ihm nicht weichen Nacht und Tag;
Schmeichelt ihm mit zartem Miauen;
Das thät der Heilige gerne schauen:
Denn wie er alles mit Lieb' umfing,
Achtet' er keines Dinges Liebe gering,
That oft sich mit dem Kätzlein letzen,
In müßigen Stunden mit ihm ergetzen;
Streichelt es, freut sich, wenn es purrt,
Katzenbuckelt und zärtlich schnurrt.
Das ärgert den Jünger der Heide war,
Und endlich spricht er die Worte gar:

Meister! das Volk dich heilig preis't
Und doch hängt an kindischem Spiele dein Geist,
So, daß ich nicht begreifen kann,
Wie ein so weiser, tiefdenkender Mann,
Der gewohnt ist, himmlische Dinge zu schauen,
Ein schnödes Kätzlein mag hätscheln und krauen.
Da spricht Johannes, zu ihm gewandt:
Sag, was trägst du in deiner Hand?
Den Bogen, sagt der Jünger darauf,
Mit dem erleg' ich die Thier' im Lauf,
Und die schnellen Vögel aus hoher Luft
Der Senne Klang hernieder ruft.
Johannes spricht: spann' an den Bogen!
Schnell hat er die Senne angezogen
Und sieht sich rings um, fern und nah,
Doch weil kein Thier oder Vogel da,
Läßt er den Bogen wieder in Ruh.
Da fragt Johannes: was machest du?
Hierauf der Jüngling lächelnd sagt:
Meister, das geziemt sich bei der Jagd;
Die Senne leicht am Bogen erschlafft,

Der Bogen selbst verliert die Kraft,
Wenn ihn der Jäger allzeit gespannt
Tragen wollte in seiner Hand.
Sieh nun, mein Bruder, spricht der Meister,
Wie Senn' und Bogen sind auch die Geister!
Es reicht die sterbliche Natur
Bis an der Menschheit Gränze nur.
Ohne Schlaf kann nichts Lebend'ges leben,
Ohne Ruh kein Geist zum Himmel sich heben;
Denn, wie die Zeiten aus Tag und Nacht,
So ist Alles aus Licht und Dunkel gemacht.
Die Blumen, die dich am Tag' entzücken,
Abends ihr Haupt zur Erde bücken;
Ja die Sonne, die Morgens am Himmel steigt,
Sich Abends wieder zur Erde neigt.
So auch im menschlichen Gemüth
Nicht immer der göttliche Funke glüht;
Denn was sich mit irdischem Wesen gattet,
Endlich vom Himmelsglanz ermattet.
Drum hat uns Gott in dieser Welt
Seine Herrlichkeit vielfach dargestellt,

Daß wir uns sollen daran erbauen,
Sein Wesen im leiblichen Bilde schauen,
Uns seiner freuen in der Natur,
In Liebe zu jeder Kreatur,
Und dann gestärkt zurücke kehren,
Im heil'gen Geheimniß ihn zu ehren.
So wolle, mein Bruder, denn nicht vermessen
Ueber dem Meister das Werk vergessen,
Da du im Werke den Meister erkennst,
Dich selbst seiner Werke erstes nennst.
Er nur, der schläft und schlummert nicht,
Bei dem nie wechselt Dunkel und Licht,
Mag sich im ewigen Erkennen
Von seinen Werken niemals trennen:
Doch ehrt das sterbliche Geschlecht
Den Meister in seinen Werken recht.
Sein Bild muß ihm im Großen und Kleinen,
Im Kätzlein wie im Behmoth erscheinen,
Und wer ihn nur sucht im leuchtenden Stern
Bleibt ewig von seinem Anschaun fern.

Liebesproben,

oder

die dankbaren Thiere.

Märchen nach dem Französischen.

Es war einmal ein König, der besaß unermeßliche Schätze, und so viel Reiche, daß ihre Namen auf keiner Bittschrift Platz hatten, daher er sich genöthigt sah, die Etcetera einzuführen. Zugleich war er mit der schönsten Prinzessinn vermählt. Der Hof und das ganze Land priesen ihre Schönheit unvergänglich und das Glück des Königs gränzenlos.

Die Schönheit der Königinn verging aber dennoch, denn sie starb. Der König war untröstlich. Er lief mit dem Kopf gegen die Wände, weil man alles Gewehr aus seiner Nähe entfernt hatte, und man mußte die Krone und die Tapeten wattiren, damit das königliche Haupt sich nicht verletzte. Die

Vorsicht half indessen auch nichts, denn der König setzte sich auf den Fußboden, aß nicht, und trank nicht, und rief ohne Unterlaß den Tod. Die Leibärzte kamen auch, das lange Fasten aber hatte den armen König so geschwächt, daß er sie fortjagte, weil er sich einbildete, sie würden ihn kuriren.

Das Finanzkollegium fand bei diesen Umständen das Königliche Küchenpersonale überflüßig und dankte es ab. Der Oberkoch aber war ein schlauer Fuchs, der mehr konnte, als kochen und braten. Er ließ seine Frau siebenfache Schleier umnehmen, unterrichtete sie von seinem Plane, und schickte sie zu dem König, bei welchem alle Trauernde freien Zutritt hatten.

Die Verschleierte weinte schon von fern so heftig, daß der König seinen Schmerz übertroffen glaubte, und vor Schaam darüber noch lauter zu weinen anfing. Die Trauernde verdoppelte ihre Thränen, und

der König weinte ein Doppelconcert mit ihr, bis der Thränenschatz in beider Augen erschöpft war. Nun unterhielt die Schleierdame den König von den Vortrefflichkeiten seiner betrauerten Gemahlinn und rühmte Tugenden an ihr, welche ihrem Zuhörer selbst unbekannt schienen. Er stimmte Anfangs gerührt ein, als von ihrer Schönheit die Rede war, beschränkte dann mit Witwerbescheidenheit das gränzenlose Lob der Rednerinn, als sie der Verblichenen Regententugenden erhob, und lenkte endlich das Gespräch auf andre Gegenstände, als eben das Kapitel von ihren häuslichen Vortrefflichkeiten abgehandelt werden sollte.

Die Rednerinn hatte ihren Zweck erreicht. Je mehr sie die zarte Milde, die sanfte Taubenhaftigkeit, die stille Gemüthlichkeit der Seligen rühmte, um so ungeduldiger bemühte sich seine Majestät, ihr Pathos zu besänftigen. Es war ein Glück,

daß der siebenfache Schleier ihr Gesicht verhüllte, sonst hätte ihr Lachen den angelegten Plan verrathen. Endlich als der König ihr viel Verbindliches über die Beruhigung sagte, welche er in ihren Gesprächen finde, und sie bat, ihm auch den Anblick seiner Trösterinn zu vergönnen, trat sie mit noch größerem Pathos zurück und vermaß sich hoch und theuer, keines Mannes Angesicht zu sehen, so lange ihr Auge noch Thränen und ihre Brust Seufzer habe.

Die Reihe zu trösten war nun an dem König, aber er hatte einen schwerern Stand, als seine Trösterinn, denn sie wollte nicht einmal das Heiligthum ihres Schmerzes seinen Augen eröffnen, und der gute König, der den Katalog der menschlichen Leiden nicht sehr inne hatte, mußte sich in dem weiten Felde der allgemeinen Tröstungen ermüden. Alle Bitten um ihren Anblick oder nur um ihren Namen, blieben fruchtlos;

alles was sie seinen Blicken gestattete, war zum Abschied ein Miniaturbild, das sie unter dem Schleier von ihrer Brust lösete, und dem König mit dem Versprechen übergab, er solle sie bald wiedersehen.

Das war aber auch ein Bild! Der König schwur, Venus selbst habe gesessen, und Amor habe gemalt. Er schickte alle Kammerherrn und Kammerjunker der Schleierdame nach, er machte sich selbst auf den Weg, aber umsonst, sie war nirgends mehr zu finden. Der König war von neuem über seine Gemahlinn untröstlich, aber nicht mehr über die gewesene, sondern über die zukünftige. Denn, daß das Original seines Bildes die zukünftige Königinn werden müsse, darüber war bei ihm und folglich auch in der ganzen Welt kein Zweifel. Er konnte den folgenden Tag kaum erwarten, wo er auf einen neuen Besuch der schönen Trauernden hoffte; Feste wurden schon voraus ihr zu Ehren

angeordnet, wobei der Koch in Amt und Arbeit sich befestigt sah. Alles war in dem feierlichsten Glanz; allein man wartete vergebens. Die geheimnißvolle Schleierdame erschien nicht wieder.

Das Portrait der künftigen Königinn blieb am Hofe und in der Residenz kein Geheimniß, denn der König zeigte es aller Welt, und forschte bei aller Welt nach dem lebendigen Original dazu. Die Hofmaler kopirten mit höchster Erlaubniß das Miniaturbild und die andern Residenzmaler kopirten ihre Kopien. Bei der nächsten Ausstellung der Akademie sah man nichts als Kopien in Oel, Wasser, Pastell, Porcellan, Email, Seide, Wolle, Holz-, Blumen-, Stein-, Glas-, Feder-, Schmetterlings- und andern Mosaik. Es war eine Freude so verschiedene Gesichter zu sehn, die alle die künftige Königinn vorstellten.

Der König bot, wie es sich von selbst

versteht, ungeheure Summen für jeden Licht-
stral in das Dunkel seiner Unwissenheit über
seine schöne Zukünftige. Da sandte der Ober-
koch abermals seine Frau zu dem König,
aber nicht unter Schleiern, sondern in ihrer
natürlichen Gestalt, wie sie dem Könige und
dem ganzen Hof lange bekannt war. Seine
Majestät waren sonst eben nicht allzu um-
gänglich mit Personen in Ihrem Dienst,
und wiewol der Koch sein ganzes Leben Ih-
rem Mund widmete, so hätten Sie doch
weder ihm noch seiner Familie Ihren Mund
zum Gespräch vergönnt. Diesesmal aber
machten Sie eine Ausnahme.

Madame hatte kaum das Original-
bild in die Augen gefaßt, als ihr diese in
Strömen übergingen. Ach, schluchzte sie,
seh' ich dich endlich wieder, allersüßestes Zuk-
kerpüppchen, mein englisches Goldtöchterchen
— und so flossen die Aus- und Anrufungen
unaufhaltsam fort. Der König ward un-

geduldig, weil er das Warten nicht gewohnt war, es half aber nichts. Wollte er das Geheimniß wissen, so mußte er der Besitzerinn etwas zu gut halten.

Endlich war der Sturm der Empfindungen gestillt, und die Dame hub an:

Ew. Majestät, sagte sie, können sich zu diesem Schatze gratuliren. Dieses Portrait ist niemand anders als Prinzessinn Adele von den glücklichen Hügeln, ein Wunder an Schönheit, Verstand und Tugend, wie niemand besser wissen kann, als ich, da ich das Glück gehabt habe, ihre Amme zu seyn.

Der König war entzückt, Namen und Aufenthalt seiner unbekannten Geliebten zu kennen. Er beschenkte sogleich die Lobrednerinn und ihren Gemahl, den Oberkoch, mit einem Königreich, und beschloß auf der Stelle einen Gesandten an die schöne Prinzessinn zu schicken, und ihr Herz, Hand und Reich antragen zu lassen.

Der Gesandte wurde aus der besten Familie gewählt, und war überdies ein Mann von erprobter Erfahrung am Hofe. Er hatte schon die Vermählungsfeierlichkeiten von sechs Königen und die Exequien von mehr als hundert Gliedern der königlichen Familie angeordnet, und weil er sich nie einer Abweichung von alter Sitte schuldig machte, so hatte er sich ungemeine Routine erworben; er hätte schlafend jede Feierlichkeit anstellen können. Das Kabinet konnte keinen tauglicheren Mann wählen, als ihn.

Der König rüstete seinen Gesandten auf das prächtigste aus. Der Hofsattler mußte einen echtenglischen Staatswagen für die Prinzessinn, und einen Pariser für den Gesandten bauen. Alle Goldschmiede waren in Arbeit, Ringe, Diademe, und andere Kleinodien für die Braut zu verfertigen. Tausend Pferde trugen die Geschenke und tausend andre waren zur Suite des Gesand-

ten bestimmt. Es war ein Zug, man konnte nichts schöneres und prächtigeres sehn. Die Menschen kamen viele Meilen weit hergereist, um die Pracht zu bewundern.

Während der Gesandte im Reich der glücklichen Hügel ankam, und bei der schönen Prinzessinn seinen Auftrag ausrichtete, bereitete der König alles zu der Feierlichkeit seiner Vermählung. Er besaß von seinen vielen Kriegen her eine vollständige Sammlung Specialkarten von der ganzen Welt, und konnte daraus und aus seinen bestimmten Instruktionen leicht Tag und Stunde bestimmen, wenn Gesandter und Braut in der Residenz eintreffen müßten. Dekorateurs, Zuckerbäcker, Redner, Feuerwerker, Köche, Dichter, Zimmerleute, alles war Tag und Nacht in voller Arbeit, denn der König war streng. Die niedlichsten Mädchen der Stadt legten ihre Blumenkörbchen und die neuerrichteten Bürgermilitärs

litärs ihre Uniformen nicht ab, die Kanoni-
rer standen mit ihren Lunten, und die De-
putirten aller Reiche mit ihren Komplimen-
ten bereit, und zwischen allen gingen unauf-
hörlich hundert Tambours umher, welche
jedermann zur nöthigen Wachsamkeit ermun-
terten, damit nichts von den Empfangsso-
lennitäten verschlafen würde.

Schon griffen die Glöckner an die Seile
und die Garden an die Gewehre, da kam
der Pariser Wagen mit dem englischen an-
gefahren, aber so langsam als ging es zur
Leiche, und die Staats- und Packpferde
schlichen so traurig nebenher, daß den Ka-
nonirern und Glöcknern alle Lust verging zu
schießen und zu lauten. Der König zog
ein finstres Gesicht, und wollte eben Ordre
geben, Glöckner und Kanonirer an ihre Lun-
ten und Seile zu knüpfen, da öffnete sich
der Wagen, der Gesandte stieg allein her-
aus, und verkündigte dem König, die

Prinzessinn habe seinen Antrag abgelehnt. Dann verschied er auf der Stelle, vor Schaam über den Schimpf, Ueberbringer einer solchen Antwort zu seyn.

Der König war außer sich vor Betrübniß und Unwillen. Er war nicht gewohnt, daß ein Mensch etwas anders wollen könnte, als er. Man versuchte ihn zu trösten, aber mit schlechtem Erfolg, denn er jagte die Tröster fort, und ließ die eifrigsten darunter in einen Thurm werfen, der ein Staatsgefängniß war; selbst sein Leibpage, der sonst sehr hoch in seiner Gunst stand, weil er der schönste Junge am ganzen Hofe war, gewandt und tapfer, wie keiner im Königreich, selbst dieser durfte kaum einen Versuch wagen, den mürrischen König aufzuheitern.

Der schöne junge Page hieß Florio. Alle Damen sahen ihn mit verliebten, und alle Männer mit scheelen, neidischen Augen

an. Natürlich war damals das Gespräch von der verfehlten Gesandtschaft an der Tagesordnung, und Morgen- und Abendblätter waren voll von Epigrammen und Anekdoten darüber. Man lachte über den alten, erfahrnen Hofmann, der an der Schaam gestorben war, und setzte Preise auf die beste Auflösung der Frage: wie dieses möglich sey? Bei so einer Veranlassung rühmte sich einmal der schöne Florio, ihm würde gewiß die Prinzessinn gefolgt seyn, wenn der König ihn nach ihr geschickt hätte.

Die Neider brachten diese Rede geschwind vor den König und behaupteten, Florio halte sich für so unwiderstehlich, daß ihm die Prinzessinn keine abschlägliche Antwort würde gegeben haben. Da er sich nun für schöner und liebenswürdiger als den König halte, so sey er ein Staatsverbrecher und habe das Leben verwirkt. Der König kannte keine andre Logik, als die

seiner Hofleute. Er fand diesen Schluß sehr bündig, ließ Florio rufen, und befahl ihm, sich den Kopf abschlagen zu lassen. Der arme Page bat nur um die Erlaubniß, sich nach seinem Verbrechen erkundigen zu dürfen. Die Ankläger waren zwar der Meinung, es sey nicht nöthig, weil er nach seiner Strafe sich nicht mehr davor zu hüten brauche; der König aber konnte den Zorn nicht mäßigen, und rief ergrimmt dem Verbrecher zu: Hast du nicht über mich und meinen Gesandten gespottet, und dich gerühmt, deiner Werbung würde die Prinzessinn nicht widerstanden haben?

Freilich — antwortete Florio — ist das mein Verbrechen? Ich hätte Ew. Majestät Größe und Herrlichkeit besser als der Gesandte gepriesen, und ich bleibe bei der Ueberzeugung, wiewol sie mich das Leben kostet, daß die Prinzessinn sich durch den Antrag würde geehrt gefunden haben.

Der König fand dieses sehr vernünftig, hieß die Ankläger sich entfernen, überhäufte seinen Pagen mit Liebkosungen und zog ihn zur Tafel. Dann rief er ihn zu sich in sein Kabinet und sprach: Mein lieber Florio, ich finde, daß du sehr klug bist, aber auch daß ich noch außerordentlich verliebt in Prinzessin Adelen bin, und daß ihr Korb meine Neigung nur vermehrt hat, aber nicht vermindert. Ich will dich zu ihr schicken und sehn, ob du nicht zu viel auf deine Ueberredungskunst dir einbildest.

Florio war sogleich bereit, und versprach mit anbrechendem Morgen abzureisen. Der König wollte ihn zuvor, so wie seinen vorigen Gesandten, prächtig equipiren, allein Florio erwiderte ihm verbindlich: er habe zu seinem Geschäft nichts nöthig, als ein gutes Pferd für sich, und eigenhändige Briefe des Königs für die Prinzessinn. Bei-

des erhielt er und mit dem ersten Morgenstral war er schon unterweges.

In der Einsamkeit seiner Reise hatte er Zeit sich eine schöne Anrede an die Prinzessinn auszudenken. Er hatte auf alle Hofdamen galante Sonette gemacht, und glaubte nicht ohne poetische Routine zu seyn. Zum Ueberfluß indessen, nahm er die Chrestomathie aus Titan's Werken und den Geist aus Sadi's Schriften mit, und wenn ihm unterweges ein schöner Gedanke oder eine poetische Wendung einfiel, so stieg er ab, setzte sich nieder und schrieb den Einfall in seine Schreibtafel, um ihn nicht zu vergessen.

Eines Abends saß er auch mit seiner Schreibtafel am Ufer eines Flusses. Er hatte sich in so hohe poetische Regionen verirrt, daß er den Rückweg zu seinem Thema nicht finden konnte. Wie er deswegen verdrüßlich über seine Schreibtafel wegsah, erblickte er einen großen goldfarbigen Kar-

pfen, der zu seinen Füßen zappelte und eben verscheiden wollte. Er war nach Mücken aufgesprungen und hatte sich so hoch geschnellt, daß er auf das Gras am Ufer gefallen war, und nicht wieder in den Fluß konnte. Armes Thier, — sagte Florio lachend — es geht dir, wie mir, könntest du mir nur auch aus der Noth helfen, wie ich es mit dir Willens bin! — Damit faßte er den Goldkarpfen und warf ihn in den Fluß.

Aber der Karpfen sank nicht unter. Er blieb mit dem Kopfe über dem Flusse und sprach: Florio, ich kann dir auch einmal aus der Noth helfen, nimm indessen meinen Dank. Wir sehn uns wieder.

Wär Page Florio nicht eben in poetischer Begeisterung gewesen, so wär er etwas erschrocken. Jetzt aber fand er den redenden Fisch natürlich, und wunderte sich nur, daß der Karpfen so artig und resolut im Versprechen war, als hätte er am Hofe gelebt.

Es währte nicht lange, so hörte er einen Raben jämmerlich krächzen, weil er sich selbst das Todtenlied sang. Ein großer Adler verfolgte ihn und wollte ihn frühstücken. Florio schrieb eben an einer schönen Reflexion über die Anmaßungen der Mächtigen gegen Schwache, und hatte sich so gegen alle Bedrückung exaltirt, daß er seinen Bogen ergriff, und den Adlermagen mit einem Pfeile so ausfüllte, daß ihm der Appetit nach Rabenfleisch verging.

Der Rabe flog nun näher, bückte sich von seinem Zweige gegen Florio, und bedankte sich eben so artig, wie der Goldkarpfen für sein Leben. Dabei versprach er den Dienst niemals zu vergessen und bei schicklicher Gelegenheit zu vergelten.

Raben sind geborne Schwätzer — dachte Florio — indessen muß man gestehn, daß dieser besser spricht als seine Brüder und Vettern. Damit setzte er seinen Weg fort.

In dem Walde, durch welchen er ritt, bemerkte er eine Menge Vogelschlingen, in welchen unzählige Vögel sich gefangen hatten. Auf einmal hörte er eine Eule gar jämmerlich schreien. Sie hatte sich in den Schlingen verwirrt, und war von vergeblichem Flattern fast zum Tode schon erschöpft, Florio machte sich Bahn durch Gestripp und Busch, zog seinen Degen und schnitt die Schlingen entzwei. Die gerettete Eule war ungemein erfreut, sie seufzte ihren Befreier schmachtend an, sagte ihm tausenderlei artige Dinge, und versprach ihm die sicherste Vergeltung seines Dienstes.

Mensch wie Vogel, und Vogel wie Mensch, — sagte Florio — das Wort ist schnell, die That hinkt. Karpfen, Rabe und Eule werden mir nichts helfen, sie mögen in der Welt seyn, oder nicht. Hätten sie mir wenigstens Schuppen und Federn gegeben, wie Schwager Ufo der Delfin und Schwa-

ger Edgar der Aar dem Prinzen Reinald, da hätte ich doch den guten Willen gesehn. So sind es aber nur eitle Worte, dergleichen mir längst vom Hofe her bekannt sind.

Weiter hatte Florio kein Abenteuer. Er reisete schnell vorwärts, denn seine Rede war fertig und das Memoriren ward ihm nicht schwer, weil er mit den Hofdamen die mnemonischen Lektionen privatissime repetirt hatte. Nach vier Tagen kam er in der Residenz der Prinzessinn Adele an. Man führte ihn in den Palast, und Florio erstaunte über die Pracht, welche ihm hier von allen Seiten entgegen stralte. Die schlechtesten Geräthschaften, welche am Hofe seines Königs nur von Silber waren, sah er hier von dem feinsten Golde auf das geschmackvollste gearbeitet und mit Diamanten und andern Edelsteinen auf das artigste verziert. Wenn die Prinzessin das Alles verläßt, — sagte er bei jedem neuen Gegen-

Gegenstand zu sich selbst, — so habe ich von Glück zu sagen. Und er hatte nicht Unrecht, denn jedes Zimmer im Pallast war bei weitem mehr werth, als alle Königreiche des brautwerbenden Königes zusammen.

Während Florio von dem Hofe der Prinzessinn entzückt war, war es dieser Hof nicht weniger von dem schönen Gesandten. Die Hoffräuleins lauschten an allen Fenstern, in allen Thüren und hinter allen Büschen. Die Blumen im Garten und vor den Fenstern erstickten an vielem Wasser, und die Hüner, Tauben und Kolibris in den Bauern und auf dem Hof von vielem Futter. Denn wo Florio sich sehen ließ, da machten sich schöne Hände etwas zu thun. Die Prinzessinn war noch nie so schlecht bedient worden, als heute, sie fragte nach der Ursache; da erfuhr sie denn, daß ein Gesandter von einem fremden König angekommen sei, so schön, so schön, daß man nichts schöneres

sehen könne, und daß dieser bei der Prinzessinn Audienz begehre.

Die junge, schöne Prinzessinn erröthete etwas, als sie von dem jungen, schönen Gesandten hörte. Sie befahl ihn auf das köstlichste zu empfangen, so prächtig als es die Rücksicht auf seinen Hof und auf seine Person erforderten und dann zur Audienz vorzulassen. Indessen begab sie sich selbst sogleich in den großen Audienzsaal und setzte sich auf den Thron.

Alle hohen und niedrigen Hofchargen, alle Staatsdamen und Staatsräthe drängten sich nun um Florio und versicherten ihn mit feinem Lächeln den glücklichsten Erfolg seiner Gesandtschaft. Er fand hier im Augenblick so viel Freunde wieder, als er am Hofe seines Königes verlassen hatte. Indessen saß die Prinzessinn auf dem Thron, und wartete bis zur Ungeduld, ohne daß ein

andrer Gesandter erschien als die am Hofe residirenden, Squire Spleen und Großkreuz Langeweile von dem treuen Alliirten aller damaligen Höfe Schach Farniente. Sie setzten ihr in den Kopf, daß sie für eine solenne Audienz nicht reich genug gekleidet, und der Saal nicht prächtig genug dekorirt sei. Alle Hände wurden nun in Bewegung gesetzt. Die Wände des Saales wurden mit den prächtigsten Gobelins behangen, in welche alle Fürsten der noch unentdeckten Welttheile, in ihrem Regentenschmuck eingewirkt waren, auf dem Fußboden lagen die bereits entdeckten. Die Prinzessinn selbst bekleidete sich mit ihrem Purpurmantel, an welchem zwölf Königinnen gestickt hatten, und über ihr Haupt hielten vier Morenkolossen die Reichskrone von orientalischen Steinen und Perlen. Jeder überwundene Nabob mußte einen Diamant oder eine Perle dazu liefern, das machte sie so schwer

daß es nicht Eines Menschen Werk war, sie zu tragen, am wenigsten auf dem Haupte.

Florio war außer sich vor Erstaunen über die Pracht, und noch mehr über die Schönheit der jungen Königinn. Er hatte seine wohlgesetzte Rede bei ihrem Anblick rein vergessen, gleichwohl haranguirte er, ohne mit einem Wort anzustoßen, ziemlich lange; denn Hofleute dürfen sich durch Gedanken und Gefühle im Sprechen nicht stören lassen und gewöhnen sich daher zeitig daran, etwas anders zu sprechen als sie eben denken und empfinden.

Die schöne Prinzessinn hatte zwar den jungen Gesandten mit mehr Interesse betrachtet als angehört, indessen errieth sie doch, daß der langen Rede kurzer Sinn kein andrer war, als eine erneute Bitte des Königs um ihre Hand und Krone. Den Korb für den Principal hatte sie zwar schon geflochten, gleichwol konnte sie ihn dem ar-

tigen Wortführer nicht so trocken und unumwunden geben, als dem ernsthaften Diplomatiker. Sie putzte ihn daher mit dem süßesten Lächeln auf, und legte so viel artige Worte darein, daß er für den zärtlichen Florio zum niedlichsten Blumen- und Fruchtkörbchen wurde.

Schöner Florio, sagte sie zu ihm, was du mir da von deinem König und seinen Reichthümern und Herrlichkeiten erzählt hast, ist Alles recht hübsch und artig. Du hast mir auch weit mehr Lust gemacht, mich von dir in seine Residenz begleiten zu lassen, als dein Vorgänger, der, wie ich bedaure, sich an meinem Körbchen todtgetragen hat. Aber — ein Gelübd bindet mich, und du weißt, daß Personen von fürstlichem Range noch niemals ihr Wort gebrochen haben, geschweige ein Gelübd! Wenn es zu lösen wär — aber freilich, das ist nicht so gar leicht.

Florio schwur, das Gelübd so zu lösen,

daß der scharfsichtigste Gewissensrath keinen Bruch daran bemerken solle, wenn ihm nur die Prinzessinn es zu entdecken geruhen wollte.

Da fuhr sie fort:

Vor einigen Wochen frühstückte ich in meinem Garten am Meerufer. Es war einer der schönsten Morgen, und meine Hof-Poeten waren so begeistert, daß ihre Romanzen und Sonnette mit dem Wein um die Wette sprudelten und flossen. Zum Unglück hatte ich einen sehr schönen Krystall an dem Finger, der mir lieber war als ein Königreich; denn eine gute Fee hatte mit ihn zu meinem künftigen Brautring gegeben, und alles Glück der Welt hineingefeiet. Nun kann, wie du weißt, jetzt kein gutes Gedicht ohne einige Krystallen und Karfunkel bestehn, mein Stein ging also aus einer Hand in die andre, und die Poeten reimten so lange: Krystallen, schallen, funkeln, dun-

keln,

keln, wallen, Hallen, fallen, bis mein Ring wirklich in die dunkeln Meereshallen gefallen war. Ich war vor Schreck und Betrübniß so außer mir, daß ich gelobte, keinen Antrag zu einer Verbindung günstig zu beantworten, wär er nicht von der Zurückgabe meines Ringes begleitet. Es war vielleicht voreilig, aber es ist geschehn, und wenn es dir um deine Sache Ernst ist, schöner Florio, so weißt du, was du zu thun hast. Denn wenn du vierzehn Tage und vierzehn Nächte lang noch so artig sprächst, und brächtest den Ring nicht, so änderteſt du auch meinen Entschluß nicht.

Florio bat so süß als möglich, und machte es so schön, daß Prinzessinn Trotzköpfchen nur noch fester auf ihrem Sinn bestand. Er wurde bis an den Abend mit Bitten nicht fertig, und mußte die Fortsetzung bis auf den Morgen und am folgenden Abend wieder auf den nächsten Tag ver-

schieben. Die Prinzessinn ließ es sich auch gern gefallen.

Indessen spann zwar die Hoffnung fleißig an Florio's Geduldsfaden, so lange noch einiges Werg auf dem Rocken seiner Ueberredungskunst war, als aber dieser Vorrath täglich mehr zur Neige ging, brach einmal plötzlich die Verzweiflung ein, und zerriß das ganze Gespinnst. Sie trieb den armen Florio durch Wälder und Felder, und er war schon im Begriff, dem entscheidenden Ringe in das Meer nachzufolgen, da rief auf einmal eine ganz fremde, aber ihm doch bekannte Stimme: „Florio! Florio!" Ich folge dir, rief er emphatisch, denn er besann sich aus alten Balladen, daß die Heroen des freiwilligen Todes den Geisterruf ihres Namens aus fremden Welten vernehmen, und rüstete sich schon zum Sprung in den schmerzstillenden Liquor, da rief es nochmals: „Florio! Florio!" aber so schwer-

fällig, daß es kaum einer Menschenstimme glich, vielweniger einem Geisterruf. Es war auch weder Mensch noch Geist, sondern niemand anders, als der dankbare große Goldkarpfen, welcher in seinem Munde den Ring der Königinn aus dem Meer empor hielt, und dadurch in der den Karpfen sonst eignen Zierlichkeit der Rede etwas genirt ward.

Florio — sprach er — du hast mir mein Leben gerettet, aus Dankbarkeit helfe ich dir jetzt, den verworrenen Knoten deines Lebens und Liebesdrama's lösen. Glaubst du, daß ich durch diesen Dienst etwas bei dir gut behalte, und bist du durch meine That gerührt, so stelle sie, da du Dichter bist, dem Publikum zum Exempel vor, und belehre es, daß Wohlthun Zinsen trägt.

Florio versprach alles und empfing dankbar den Ring. Goldkarpfen kehrte

nun in das Wasser und Florio in das Schloß der Prinzessinn zurück.

Es war noch sehr früh am Tage, als Florio Audienz begehrte. Die Minister steckten die Köpfe zusammen und munkelten vom Zeitgeist und von bevorstehenden großen Veränderungen, die Generale wurden still und die Officiers laut, die Dichter vermutheten einen poetischen, und die Damen einen überraschenden Hauptsturm auf das Herz der schönen Prinzessinn. Die Prinzessinn selbst aber erblaßte. Ach — sagte sie zu ihrer Vertrauten — ich bin die unglücklichste aller Prinzessinnen. Der gute Junge hat gewiß eingesehen, daß es unmöglich ist, was ich von ihm fordere, nun kommt er und wird Abschied nehmen wollen, was fangen wir denn nun an?

Die Vertraute wollte trösten, aber es half nichts. Der Papagei wollte aufheitern, aber der unglückliche Spaßmacher wählte

aus seinem Sprachschatze das kläglich omlneuse: Adio, bel idol mio. Der Schauspieldirektor hoffte angenehm zu überraschen, und kündigte eine neue antike Tragödie an; aber der Titel, Dido oder die verlassene Königinn, vollendete die Summe der Traueranzeichen.

Endlich erschien Florio. Die Prinzessinn blickte ihn so schmachtend an, und rief ihm ein so zärtliches Willkommen entgegen, daß er ihr zu Füßen gesunken wär, hätte er nicht eben die gnädige Audienz bei dem Goldkarpfen gehabt. Er ging mit der Sicherheit eines Siegers an den Thron, überreichte der schönen Prinzessinn den verlangten Ring und ersuchte sie um eine Decisiv-Erklärung wegen seines Antrages.

Die Prinzessinn freute sich, das Unmögliche durch ihren Befehl möglich zu sehn; indessen war es ihr doch nicht gelegen, daß der schöne Florio jetzt als ein wohlerwor-

benes Recht für seinen Herrn und König verlangte, was sie eben als freie Gunst ihm selbst zu gewähren dachte. Die Sentimentalität war verschwunden und sie beschloß den Gesandten, der sein Werk vollendet glaubte, noch einmal an den Anfang zurückzuweisen.

Florio — sagte sie — ich sehe wol, du bist der Günstling einer Fee, denn mit rechten Dingen geht das nicht zu.

Der galante Florio erwiderte rasch: für die göttliche Adele werde selbst das Unmögliche zu einem leichten Scherz; und er kenne kein Glück, außer dem, ihren Wünschen durch Bereitwilligkeit vorauszueilen.

Gut, versetzte die Prinzessinn, — so wirst du mir einen Dienst nicht versagen, der überdies eines tapfern Ritters würdig ist. Nicht weit von meinem Reiche lebt ein gewisser König Galifron. Dieser Mensch hat es sich in den Kopf gesetzt, mich zu hei-

rathen, und hat mir schon unter den fürchterlichsten Drohungen den Antrag machen lassen. Sage aber selbst, ob ich ihn annehmen kann. Es ist ein Riese, so groß wie mein höchster Schloßthurm, er speist Menschen wie wir Austern oder Seekrabben; denn sein Mund ist wie ein Stadtthor; ich begreife nicht, wie er damit küssen will. Wenn er laut spricht, so werden alle Menschen drei Meilen im Umkreis taub, kurz er ist ein Ungeheuer, das zu nichts in der Welt taugt, am wenigsten zu meinem Gemahl. Ich habe ihm ein Körbchen gegeben, seitdem aber verwüstet er mein Land und frißt meine Unterthanen mit Hab und Gut weg. Du begreifst, schöner tapfrer Florio, daß ich auf keinen Vermählungsantrag antworten kann, bis mir der Brautwerber den Kopf jenes überlästigen Freiers bringt. Ich weiß, du schlägst mir diesen Dienst nicht ab.

Florio stand erstaunt. Aber er besann

sich nicht lange. Prinzessinn, sprach er, ich fechte mit Galifron. Ich werde vielleicht im Kampf unterliegen, aber dann falle ich für Ehre und Schönheit. Mein Tod wird schön seyn und ehrenvoll.

Die schöne Adele war außer sich. Sie hatte unter dem Corps diplomatique nicht so viel Heroismus gesucht. Nun versuchte sie Vorstellungen und Bitten, um dem kühnen Florio das Wagstück zu verleiden, aber vergebens. Er empfahl sich, nahm seinen Degen, sein Reisenecessair und einige Specialkarten auf den Weg und beschloß den Feind in seinem eignen Lande aufzusuchen und zu bekämpfen.

Auf der Reise erkundigte er sich bei jedem Wandersmann und in jedem Gasthofe nach König Galifron. Jeder zitterte bei dem bloßen Namen und wußte Wunderdinge von ihm zu erzählen. Kein Mensch wollte den Reisenden zu dem Schlosse des königli-

chen Riesen den Weg weisen, und Florio mußte auf gut Glück die Reise fortsetzen. Er sah auch bald, daß es hier keines lebendigen Wegweisers bedurfte, denn die Gerippe und Knochen der verspeiseten Menschen bezeichneten deutlich Galifron's nahe Wohnung.

Florio zog seine Schreibtafel und wollte eben seinen letzten Willen für jeden möglichen Fall notiren, da schien es ihm, als bewege sich einer der höchsten Wipfel in dem nahen Eichwald auf ihn zu. Er rieb sich die Augen um zu wissen, ob er recht sehe, da trat auch der Stamm zu jenem Wipfel aus dem Walde, denn der Wipfel war nichts anders als Galifron's Kopf, der hoch über alle Bäume hervorragte, und mit seinen struppigen Borstenhaaren einem Tannenwipfel nicht sehr unähnlich sah.

Als der Riese den neuen Ankömmling in seinem Reiche ansichtig ward, schwang er

seine Keule und sang ihm mit einer gräßlichen Stimme zu:

Komm nur heran,
du saubrer Galan,
gnügst kaum auf einen Zahn,
doch sollst du gleich daran.

Galifron stammte nämlich noch aus der poetischen Urzeit, wo die Menschen noch nicht zur Prosa herabgesunken waren und daher alles in Versen sprachen. Florio antwortete ihm auf der Stelle nach derselben Melodie:

Komm selber heran,
du tölp'scher Galan,
ich achte Keul' und Zahn
mehr nicht als einen Span.

Die Verse waren freilich nicht die besten, allein Florio reimte sie aus dem Stegreif und es ist ein Wunder, daß sie nicht noch schlechter ausfielen, denn er fürchtete sich höchst prosaisch. Besser geriethen ihm einige

Derbheiten, die er in der Angst gegen den Riesen ausstieß, denn diese erhitzten den kolossalen König so, daß er mit seiner Eisenkeule wie unsinnig um sich herum hieb. Er hätte auch den artigen Florio mit dem ersten Schlage aller fernern Furcht entbunden, wenn diesem nicht ganz unerwartet ein Helfer von oben erschienen wär.

Der Rabe war es. Er schoß aus den Wolken wie ein Pfeil, setzte sich auf Galifron's Nase, und operirte ihm mit dem Schnabel das Eine Auge so geschickt, daß es von keinem Lichtstral mehr geblendet werden konnte, und eh' das linke bemerkte, was dem rechten widerfuhr, hatte es schon gleiches Schicksal erfahren.

Florio hatte nun gut fechten. Er stieß dem geblendeten Ursänger den Degen einigemal bis an das Stichblatt in den Leib, und als der Riese von vielem Blut-

verlust erschöpft zu Boden sank, hieb er ihm den Kopf ab.

Der Sieger wollte sich eben mit dem Goliaths-Haupt auf den Rückweg machen, da hörte er sich aus der Luft herab rufen. Sein Sekundant Rabe hatte sich auf einen Baum gesetzt, und haranguirte ihn von diesem Rednerstuhl herab.

Florio — sprach er — du siehst, ich habe Wort gehalten, und mich dankbar gegen dich bewiesen. Die Dankbarkeit ist eine Tugend, die mit jedem Tage seltner in der Welt wird, wie die Tugend überhaupt, besonders seit die Philosophen verlangen, daß man sie um ihrer selbst willen ausüben solle. Es ist wahr, die Menschen werden dadurch ungemein tugendhaft und geizen ordentlich mit ihrem Tugendschatz. Denn weil der Philosophenstaat die Zinsen dieser Kapitale verboten hat, so giebt sie niemand mehr aus, und die Staatsglieder zahlen sich gegenseitig

in Papiergeld, oder wenn sie dieses nicht gleich bei der Hand haben, in gestempelten Worten. Um so erfreulicher ist es, einmal ein Stück dieser seltenen Münze zu sehn, die zwar im Handel und Wandel nicht brauchbar ist, aber doch dem Kenner Freude macht.

Florio machte nicht das klügste Gesicht gegen den Raben. Er hatte einigemal ihn zu unterbrechen gesucht, aber die starkströmende Rede ließ sich nicht hemmen. Jetzt räusperte sich der Sprecher und Florio ergriff die kleine Pause.

Bist du denn — fragte er verwundert — für oder wider die Tugend und die Dankbarkeit? Sage mir, womit kann ich dir meinen Dank bezeigen. Fordre was du willst, mein Dank kann nie so groß seyn als dein Dienst.

Du bist sehr gütig — sagte der Rabe — mir ist es weder um Tugend noch Untugend zu thun. Beide sind gleich gut, denn

über Beide läßt sich manches sprechen. Du magst mir danken oder nicht, so giebst du mir Gelegenheit zur Rede, welche das hohe Göttergeschenk ist, das uns Raben vor dem gemeinen Geflügel auszeichnet. Diese zu kultiviren und zu üben ist unsre Bestimmung, unser Beruf und unsre Freude.

Mit diesen Worten flog der Moralphilosoph davon. Es war auch die höchste Zeit, denn Floris war eben daran, ihm in das Gesicht zu lachen, was nach einer Lebensrettung nicht sehr höflich gewesen wär.

Unterdessen war die schöne Prinzessinn untröstlich. Sie träumte des Nachts von nichts als von rothem Blut und von schwarzen Leichenzügen, und am Tage kleidete sie sich in die tiefste Trauer. Musik, Tanz, Schauspiel und alle Festlichkeiten waren untersagt. Es war eine Stille am Hofe, als ob König Galifron selbst einige Tage

da residirt hätte. So vergingen Tage und Wochen; da vernahm die Prinzessinn auf einmal einen Zusammenlauf von Menschen, Geschrei des Schreckens und Entsetzens, und darunter das Krachen von dem Einsturz ihrer Residenzmauern. Sie war einer Ohnmacht nahe, denn sie meinte, Florio wär todt, und Galifron an den Thoren. Endlich wagte sie sich an ein Fenster, und sah ihren ersehnten Florio mit dem Riesenhaupt auf einer Pike. Das Volk riß die Mauern ein, weil kein Schloßthor weit und hoch genug war den mächtigen Schädel einzulassen.

Florio eilte zu der Prinzessinn und überreichte ihr auf einem Sammtkissen einen zierlichen Miniatur-Gips-Abguß des furchtbaren Hauptes. Der Schädel wurde sogleich viel tausendmal in Gold, Silber, Elfenbein, Alabaster, Porcellan u. s. w. abgeformt, Hof- und Stadt-Pindare nannten

in poetischer Freiheit ihre Stadt die Riesenbezwingerin und ihre Bürger Riesenbändiger. Jeder fühlte sich stolz auf sein Vaterland, wiewol ein Fremder der Held desselben war, und in den nächsten Tagen hätte kein Lastträger sein Bier aus einem andern, als einem Schädelbecher à la Galifron getrunken, oder den Tabak aus einem andern Kopf geraucht, als aus einem Galifron's-Kopf, auf welchem, um die Sache zugleich instruktiv zu machen, die Organe mit goldnen, oder, nach Verhältniß, töpferglasurnen Ziffern bezeichnet waren.

Tausendmal hatte es sich die schöne Adele in den Zeiten ihrer Angst geschworen, ihrem treuen Ritter, wenn er diesesmal glücklich davon käme, nicht von neuem eine Prüfung aufzulegen. Als er aber jetzt als Sieger vor ihr stand, und seinen Antrag erneuerte, besann sich Prinzessinn Querköpfchen wieder anders.

Tapferer

Tapfrer Florio, — sagte sie — du hast mein Reich von dem furchtbaren Feinde befreiet, und ich könnte es jetzt einem Könige als anständige Mitgift anbieten. Allein an dieses Reich ist meine Hand geknüpft. Mir selbst drohet ein mächtiger Feind, furchtbarer für mich, als Galifron für mein Reich war. Ich gebe mich keinem Manne, bis dieser Feind besiegt ist. Billigst du nicht selbst meinen Entschluß? — Wie könnte ich in den Armen des geliebtesten Mannes mich glücklich fühlen, wenn ich die Feinde fürchten müßte, die unaufhörlich mein Glück zerstören, und meines Gemahls Liebe von mir abzuwenden suchen!

Florio sagte einige Galanterieen, aber die Prinzessinn fuhr fort:

Mein Feind ist das mächtige Alter, mit allen seinen Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, Krankheiten, Schwächen, Furchen und Runzeln. Diese mußt du noch bekäm-

pfen, wenn ich dir folgen soll. Zweifle aber nicht. Es giebt ein Mittel dagegen, das Wasser der unterirdischen Rose; aber es ist schwer zu erlangen, denn es quillt allein in der schwarzen Grotte.

Zwei Stunden von meiner Residenz liegt diese Grotte. Sie führt tief in einen Felsen, und von ihrem untersten Grunde mißt man nur wenig Schritte bis zum Mittelpunkte der Erde. Ihr Eingang wird von zwei ungeheuren Drachen bewacht, die Flammen aus Rachen und Augen sprühen, und dadurch die entsetzliche Dunkelheit am Eingang der Höhle etwas erhellen. In der Mitte ist die Finsterniß so dicht, daß aus ihr beständig Schlangen, Molche und giftiges Gewürm sich erzeugen. Unten aber dringt aus dem Centralkrystall der Erde ein Thau hervor, welcher aus den Wänden der Grotte Rosen von unvergänglicher Schönheit hervorruft und sich auf ihren Blättern

in glänzenden Perlentropfen sammlet. Diese Tropfen sind das Wasser der Schönheit. Das Schöne bleibt davon ewig schön, dem Häßlichen gewährt es Schönheit; das Jugendliche bleibt ewig jung, dem Alter kehrt die Jugend dadurch zurück. Dieses Wasser mußt du mir bringen, schöner Florio, dann folg' ich dir, wohin du mich führst. Aber ohne ein Fläschchen davon, das begreifst du selbst, kann ich unmöglich mein Reich verlassen.

Prinzessinn, — sprach Florio — du bist so schön, daß der Thau der unterirdischen Rose dir sehr entbehrlich ist. Ich aber, das seh' ich wol, bin dir verhaßt, und du willst meinen Tod. Sey gewiß, ich gehe zu der schwarzen Grotte, ich weiß, der Rückweg ist unmöglich, mir ist es bestimmt, durch deine Schönheit zu sterben. Der Finsterniß jener Grotte bedurfte es nicht dazu, die tiefere Nacht meiner Sehnsucht hätte mich eben so gewiß getödtet.

Mit diesem Bekenntnisse entfernte sich Florio, und die schöne Prinzessinn verfiel aufs neue in schwermüthige Verzweiflung. Sie berief alle stehenden und ambulanten Apotheker, alle Chemiker, Adepten wie Inepten, und forderte sie auf, die wirksamsten Gegengifte und Präservative gegen Schlangen und Drachenberührungen zu bereiten. Die fleißigen Männer arbeiteten auch Tag und Nacht; wie aber jedem menschlichen Dinge eine kleine Gebrechlichkeit anhängt, so hatten auch ihre edelsten Präparate nur den Fehler, daß sie bei aller Universalität, doch für den einzigen vorliegenden Fall unbrauchbar waren.

Florio wanderte indessen seinen Weg nach der schwarzen Grotte, welche schon durch ihren Namen auf nichts erfreuliches deutete. Wer ihm unterwegs begegnete, bedauerte das arme junge Blut, das sich so um nichts und wieder nichts dem Tode übergeben sollte.

Die Männer bestürmten ihn mit verständigen Gründen, die Frauen mit zärtlichen Blicken und Worten, um ihn von dem tollen Abenteuer abzuhalten. Vergebens. Er setzte seinen Weg fort, sprach keine Sylbe, und dachte bloß an die geliebte Prinzessinn.

Gegen Abend kam er auf der Spitze eines Berges an, und setzte sich, um auszuruhen. Vor ihm lagen in einem wilden Gebirge die schönsten Materialien zu höchst romantischen Partien, aber so widrig unter einander geworfen, daß sie gleich vortrefflichen Tragödien Mitleid und Schreck erregten, nämlich Schreck vor der Unform, und Mitleid mit dem gemißhandelten Stoffe. Florio erwartete hier das Ziel seiner Reise zu finden. Bald erblickte er einen häßlichen Felsen, schwarz wie Dinte und mürbe wie Pfefferkuchen, als ob ihn die Natur dem Felsenmaler B... nachgebildet hätte. Ein dicker Qualm stieg unaufhörlich aus ihm

empor und bildete ein ewiges Nebelgewölk über der unfreundlichen Landschaft. Florio vermuthete in diesem Felsen die furchtbare Grotte, und bald entdeckte er auch wirklich einen der beiden Wächterdrachen des Einganges. Es war ein wohlbeleibtes Thierchen. Mit seinem schuppigen Leibe bedeckte es zwei Acker Feld, und wenn es seinen Schweif um Mitternacht emporringelte, so spielte seine Spitze noch im Abendroth. Aus seinem Rachen kam der Dampf, den Florio aus dem Felsen hatte emporsteigen sehn, und von dem der Felsen so berußt war, daß es eine Arbeit für Herkules gewesen wäre, diesen Schornstein zu fegen. Page Florio verlor hier allen Muth; er hatte manchen Wächter der Schönheit von seinem Posten zu verlocken gewußt und den bewachten Schatz erobert, aber diese absolute Schönheit zu erobern, die eben als Princip der Schönheit selbst nichts weniger als schön

war, dünkte ihm, bei aller Routine, doch absolut unmöglich.

Er seufzte bei dieser Einsicht laut, und vernahm, daß ein krächzendes Echo den Seufzer wiederholte, und bald von freien Stücken einen Krächz= und Schnurrlaut hervorbrachte, in welchem Florio seinen Namen erkannte.

Die Eule war es. Sie arbeitete sich aus einem hohlen Baume herauf. Florio — sprach sie — du hast vielleicht vergessen, wie du mich aus den Schlingen der Jäger befreit hast, aber ich habe dich nicht vergessen, denn ich habe ein weichgeschaffenes Gemüth, das jeden Eindruck unverlöschlich behält. Jetzt ist die Zeit, wo ich deinen Dienst vergelten kann. Du wirst das Wasser der Schönheit nicht finden, denn dein irdischer Blick ist durch das Licht geblendet, und erkennt nicht das heilige Geheimniß der Nacht. Wir Eulen sind von der Natur berufene Mystiker, wir sehen die Finsterniß und sind

befreundet mit ihren Geburten. Ich bringe dir aus dem tiefsten Dunkel der Grotte den Thau der unterirdischen Rose; harre nur eine Weile, und noch eine kleine Weile, dann siehst du mich wieder.

Damit flog die Eule davon. Florio wußte nicht, wie ihm geschah, da hört' er singen:

Ungeweihter Wandrer, schaue,
Ros' in unterirdscher Aue
labt die Nacht mit heilgem Thaue.

Der Zuhörer bemühte sich zu schauen, aber es war und blieb Dunkel in und um ihm. Da sang es weiter:

Sohn des Sonnenlichtes, lerne,
unten nur in tiefer Ferne
Blühn der Weisheit ew'ge Sterne.

Florio horchte immer mehr verwundert, und die Stimmen tönten fort:

Flieh' des todten Lichts Empfängniß,
Leben athmet im Bedrängniß,
Freiheit wohnt nur im Gefängniß.

Bei aller Feierlichkeit hätte der Zuhörer doch beinahe laut aufgelacht, wäre nicht eben die Eule mit einem Fläschchen voll Thau der Schönheit zurückgekommen. Sie übergab es Florio und die Stimmen tönten noch verhallend:

Forsche nicht: Gedankenbaarheit
führt allein zu tiefer Wahrheit,
leitet dich zur dunkeln Klarheit.

Wer war froher, als Florio! Er ließ die Stimmen singen und eilte mit seinem Schönheitflakon von der dunkeln Klarheit und von den blühenden Sternen der Tiefe, so schnell er konnte, zurück. Dann überreichte er noch am nächsten Morgen der schönen Prinzessinn die Fiole mit dem Thau der unterirdischen Rose.

Die Prinzessinn konnte ihre Einwilligung nun nicht länger aufschieben. Sie dankte dem schönen Florio sehr zierlich, und gab Befehl, alles zu seiner und ihrer Abreise bereit zu halten. Als Florio sie zu dem Wagen führte, sagte sie einigemal zu ihm: Wenn du gewollt hättest, so hätte ich dich zum König von den glücklichen Hügeln gemacht, wir wären zusammen geblieben, und ich hätte nicht nöthig, nach meinem Gemahl zu reisen. Florio lehnte edelmüthig dieses Glück von sich ab, wiewol er die Prinzessinn zum Sterben liebte, und die schöne Adele fühlte nur um so mehr Liebe gegen ihn.

Drei Meilen vor der Stadt kam ihr der König entgegen. Er konnte ihre Ankunft wissen, denn bis an die Gränze seines Reiches standen alle Viertelstunden Weges Signal-Kanonen bereit. Bei dem ersten

Schusse fuhr der König aus dem Schlosse, und aus Häusern und Hütten traten die erfreuten Bürger mit Prachtexemplaren aller Ehestandsbedürfnisse zu Geschenken für das hohe Brautpaar. Prachtwiegen und Prunkwindeln, Patent-Taufzeuge und Gesundheits-Kinder-Klappern aller Art quollen überall hervor. Es ging auch alles recht gut, bis das hohe Paar zusammen traf. Denn die Prinzessinn hatte so viel von Florio zu fragen, daß der König seine Galanterieen nicht anbringen konnte und schon unterweges ziemlich eifersüchtig wurde. Die Hofleute, welche sich für Florio sehr interessirten, versicherten zwar den König, er sey gar nicht eifersüchtig, und priesen seine Mäßigung bei solchen Gelegenheiten; es half aber nichts, seine Eifersucht vermehrte sich auf jeder Feierlichkeitsstation, und sein erstes Wort beim Einzuge in die Triumphbogen des Schlosses war der Be-

fehl, seinen Gesandten in den Thurm zu werfen.

Da saß nun der arme Florio zwischen dicken Mauern in einer Finsterniß, wie sie kaum die schwarze Grotte aufzuweisen hatte, und fand Zeit genug, die schlechten Folgen seines Edelmuthes zu betrachten. Ich könnte jetzt auf dem Throne sitzen, sagte er, und die schöne Prinzessinn lieben, je mehr je lieber, wenn ich meine Treue gegen den König nicht jedem andern Glücke vorgezogen hätte. Statt dessen sitze ich hier im Gefängniß, weil die Prinzessinn nicht so undankbar gegen mich gesinnt ist, wie der König. Mir soll kein Goldkarpfen mehr vorschwatzen, daß Wohlthun Zinsen trägt, der Rabe hat Recht: Tugend und Untugend sind beides gleichgültige Dinge, und zu nichts gut, als darüber viel unnütze Worte zu machen. Damit setzte er sich in den finstersten

Winkel seines Thurms und weinte, bis er vor Müdigkeit einschlief.

Indessen bereitete der König die Feier seiner Vermählung mit möglichster Pracht. Nichts, was seine Dekorateurs, Architekten und Poeten ersannen, war ihm prächtig und geschmackvoll genug. Alles sollte originell seyn, und doch von dem Ueblichen nicht um ein Haar breit abweichen, es sollte imponiren, und doch mit einschmeichelnder sanfter Bescheidenheit auftreten. Die sämmtlichen literarischen und eleganten Blätter des Königreichs hatten den Dichtern und Künstlern nicht so viel Noth gemacht, als die Kritiken des Königes, der als ein guter Recensent niemals von dem Werk sprach, sondern von der Stimmung in welcher er es betrachtete. Diese war aber selten rein.

Denn die schöne Prinzessinn verstimmte den König durch Feuer und Kälte,

und ließ ihn durchaus zu keiner gleichschwebenden Temperatur gelangen. Ihr drittes Wort war und blieb Florio und immer Florio. Wollte der König die Musik ihrer Stimme hören, so mußte er das unerschöpfliche Thema von Florio's Verdiensten, wie er den Brautring aus dem Meer geholt, den Riesen Galifron bekämpft und ihr das Wasser der Schönheit gebracht habe, in ewigen Variazionen sich vorsingen lassen. Von ihm, dem hohen Bräutigam, war die Rede gar nicht. Er verdoppelte zwar die Feste und kleidete sich des Tages zwölfmal um, bald majestätisch, bald schmachtend, aber die Prinzessinn Braut bemerkte weder seine Beständigkeit noch den Wechsel seiner Draperie, und ihre erste Frage blieb nach wie vor allemal nach Florio.

Der König beschloß daher, das Mittel gegen Florio zu gebrauchen, welches schon

oft gegen Männer, nach welchen das Volk mehr fragte, als dem König lieb war, gute Dienste geleistet hatte. Dieses Mittel war auch ein wunderbares Wasser, welches aber nicht aus der schwarzen Grotte kam, sondern in die dunkle Behausung führte. Man wusch das Gesicht damit, und in kurzer Zeit fiel der Gewaschene in einen so süßen Schlummer, daß er das Erwachen für immer aufgab. Der König hatte dieses Wasser allezeit in höchsteigener Verwahrung, und hielt es sehr geheim verborgen. An einem Abend, wo er sehr mißvergnügt von seiner Braut in sein Kabinet zurückkehrte, nahm er es aus dem geheimen Verschluß und setzte es auf das Kamin, um mit dem frühesten Morgen den armen Florido von jedem irdischen Makel rein zu waschen.

Aber der Ring der Prinzessinn hätte von keiner Fee seyn müssen, wenn er einen

solchen Frevel gegen seine Besitzerinn zugelassen hätte. Der König besann sich, daß, wenn er auch als höchster Lehns- und Landesherr, Florio's bewegliche und unbewegliche Habe, nach Erbrecht an sich ziehen könnte, er dennoch in der Verlassenschaft des Erblassers Anmuth und Liebenswürdigkeit nicht erhalten würde, indem dergleichen geistliche Güter, gleich Kirchenstühlen, nicht den gewöhnlichen Erbgang zu gehen pflegten. Er beschloß daher, neben dem negativ wirkenden Mittel zugleich ein positives zu gebrauchen, und begab sich noch einmal spät zu der Prinzessinn, um sich einige Tropfen von ihrem Schönheitswasser zu erbitten. Die Prinzessinn meinte, er setze Mißtrauen in ihre Erzählung, und befahl einer Kammerfrau es zu bringen.

Wüßten Frauen nicht in allen Verhältnissen Rath zu finden, so wäre die Kammer-

merdame auf der Stelle todt, oder wenigstens ohnmächtig geblieben. Sie hatte eine Spinne auf der Fiole gesehn, und indem sie das häßliche Thier mit dem Besen abkehren wollte, war die Fiole mit dem Schönheitswasser zu Boden gefallen und zerbrochen.

Guter Rath war hier freilich theuer, indessen besann sie sich schnell. Sie wusch zuvörderst alles, was sich in der Geschwindigkeit an ihr waschen ließ, mit dem vergeudeten Inhalt des Flacons, prüfte die Güte des Mittels geschwind durch den Spiegel und schlich sich dann in das Kabinet des Königs, wo, wie sie sich erinnerte, verschiedene ähnliche Flaschen standen. Denn der König war ein Alchymist. Er hatte, neben jener Universalmedicin, auch das allgemeine Auflösungsmittel, Alkahest genannt, erfunden, und das letztere sogar seinem Finanz- und Kriegs-Kollegio zum privilegirten Gebrauch mitgetheilt.

Der Zufall, oder vielmehr der Ring der Prinzessinn, welchen die Kammerdame in Verwahrung hatte, leitete ihre Hand nach der Flasche, welche der König so eben zu den übrigen gestellt hatte. Diese brachte sie der Prinzessinn. Der König empfing sie dankbar, entfernte sich, und nahm eine so starke Dosis zu seinem Verschönungs- und Verjüngungs-Versuch, daß er in den für Florio bestimmten Schlaf versank, ehe er seinen Irrthum gewahr werden konnte.

Im Palast lief alles durch und gegen einander, als die Nachricht von dem Tode des Königes laut ward. Er war eben nicht sehr geliebt, um so sichtbarer war die Trauer über sein schnelles Ende. Die Prinzessinn Adele erbte, als designirte Gemahlinn des verstorbenen Königs, die Krone; aber bevor sie noch die Huldigungen ihrer neuen Unterthanen annahm, eilte sie

selbst nach dem Thurm, in welchem Florio gefangen saß. Sie löste eigenhändig die Fesseln des Gefangenen, setzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt, gab ihm den Königsmantel um die Schultern, und erklärte ihn vor allem Volk, welches sich bei jedem Schritt um sie drängte, für den König des Landes und für ihren Gemahl. Das Volk jauchzte hoch auf. Denn dem, was eine Königinn öffentlich thut, besonders wenn sie schön ist, und gar eben erst die Regierung antritt, fehlt nie der öffentliche Beifall. Man führte das königliche Brautpaar unter lautem Jubel zurück, und beging die Vermählungsfeier, zu welcher sich alles, recht schön von dem seligen König bereitet, vorfand, mit so viel Freude als Pracht. Als die Festlichkeiten zu Ende gingen, erinnerte man sich, daß es Zeit werde, den verblichenen König zur Erde zu bestatten. Das Hofmarschallamt war in Verlegenheit, die Trauer

des Landes mit seiner Freude in Harmonie zu bringen, und ordnete Schwarz und Rosenroth zur Trauerfarbe, welche späterhin im Kreislauf der Mode, als Mode à la Marlbrough in der tragisch-erotischen Periode des achtzehnten Jahrhunderts wiederkehrte.

Kleine Gedichte.

Vergißmeinnicht.

Es blüht ein kleines Blümchen
Einsam an Ufers Rand.
Als einst im Morgenthaue
Es früh das Mädchen fand,
Sie lächelte schön wie der Morgen:
„Was blühst du hier still verborgen?
Dich pflegte wol meine Hand.“

Sie hob mit zartem Finger
Das Blümchen aus dem Grund;
Da rollte von den Blättern
Der Thau wie Perlen rund.
„Laß spielen die Farben im Thaue,
Du blühst, die schönste der Aue,
In eigenen Farben so bunt!“

Sie pflegt mit holder Liebe
Das Blümchen Tag und Nacht,
Schirmt es vor heißer Gluten,
Vor kalter Stürme Macht.
Und dankend haucht in die Lüfte
Das Blümchen die süßesten Düfte,
Und freut sich der eigenen Pracht.

Da geht im Blüthenkranze
Der schöne Mai hervor,
In stolzen Farben pranget
Der Tulpen bunter Chor;
Es schwillt die Knospe der Rose
Durch zarte Hüllen von Moose
Jungfräulich erröthend empor.

Das Mädchen geht und schauet
Des Frühlings Blüthenbahn.
Aus jeder Blüthe lächelt
Ihr eigner Reiz sie an.

Vergessen und einsam lauert
Das Blümchen daheim und betrauert
Des Glückes verrauschenden Wahn.

„Und willst du nicht erscheinen,
Ist fern von mir dein Sinn,
So will ich nicht mehr blühen,
Wenn ich verlassen bin.“
Da senkte das Blümchen die Blätter,
Matt ward es und immer mätter,
Welk sank auf den Boden es hin.

Buchstaben-Allegorie.

Wenn froh die Mutter bricht des Todes
Bande,
Der sie mit kaltem Arm fest hielt umfangen;
Wenn sie, befreit vom weißen Grabgewande,
Liebend erglüht von sehnendem Verlangen;
Wenn ihr der Bräutgam naht vom fernen
Lande,
Und Rosen küßt auf die erblaßten Wangen;
Dann ruft sie mich hervor, mit dichter Hülle
Deckend zu schirmen ihres Busens Fülle.

Und überall erglänzt das Prachtgeschmeide,
Gleich der Gestirne namenlosen Zahlen,
Auf ihrem bräutlich schön geschmücktem
Kleide;
Buntglänzend mischen sich des Lichtes Stra-
len,
Mit Farben kann der Maler nicht, mit Seide

Des Mädchens Hand des Schmuckes Pracht
nicht malen;
So leuchtet nicht in goldnen Fürstensälen
Der Perlen Thau, der Lichtglanz der Juwelen.

Was Leben athmet, freut sich meiner Schöne,
Die Mutter selbst kann nur durch mich beglücken;
Kann liebevoll die lebensfrohen Söhne
Nur an die Brust, die ich umhülle, drücken.
Verlaß ich sie, dann fliehn der Freude Töne,
Und traurend weicht frohsinn'ger Lust Entzücken;
Erbleicht sind ihre blüthenvollen Wangen,
In Fesseln liegt das Leben selbst gefangen.

Doch, wendet sich die Reihe meiner Zeichen,
So steht vor dir ein düstres Bild voll Grauen;
Wo ich erscheine, muß die Freude weichen;
Nie wird das Licht, wen ich umfange, schauen;

Den ernsten Tempel will aus mir das Schweigen,
Trophäen sich aus mir der Tod erbauen;
Mich ruft der Schmerz, und muß mich, rufend, hassen,
Doch steigt sein Leid, soll er mich von sich lassen.

Wohl prang' ich oft in reichgeschmücktem Kleide,
Gleich nächtlicher Gestirne Silberstral,
Wohl glänzt auf mir der stolzen Pracht Geschmeide,
Wohl flammt um mich der Lichtglanz sonder Zahl:
Doch nicht zur Lust, er glänzt umflortem Leide.
Es weckt die Pracht nur tiefres Kummers Qual;
Entbehrt' ich selbst des Schimmers von Juwelen,
Wird mir der Thränen Perlenthau nicht fehlen.

Doch ist Erinn'rung mir nicht ganz verloren,
Wie aus der Mutter Leib ich einst entsproß,
Und, wie aus ihrem Schooß ich dort geboren,
Als sie zu kleiden ward mein schönes Loos,
So bring' ich jetzt, was sie sich auserkoren,
Zur stillen Ruh zurück dem Mutterschooß;
Dann wenden sich von neuem meine Zeichen,
Du siehst sie jung dem stillen Schooß entsteigen.

Gras — Sarg.

Die Blinden.

Amor ist blind und das Glück, blind auch
die gefeierte Themis,
Sage, warum sie vereint theilen das
gleiche Geschick?
Hör' es o Freund: sie beglücken das Volk
mit göttlicher Willkühr;
Wem es der Zufall gönnt, treten die
Blinden ins Haus.

Amt.

Wohl zu dem Amte Verstand durch rüstiger
Helfer Vermittlung
Geben die Götter, du selbst lege die
Würde dazu.

Serenate.

Tön' in die Nacht, o Laute,
Flüstre der Liebe Klage,
Zärtliche Seufzer trage
Bittend zu Lilla's Ohr.

Was ich, zu blöd', am Tage
Nimmer dir noch vertraute,
Flüstre, geliebte Laute,
Kühn in die Nacht empor.

Ab=

Abschied.

Laß dich den süßen Schlummer,
Liebchen, nun sanft begrüßen;
Träume von Lieb' und Küssen,
Bis froh der Tag erwacht.

Daß wir uns trennen müssen,
Gibt mir allein noch Kummer;
Gern ließ' ich Haus und Schlummer,
Theilt' ich mit dir die Nacht.

An Lila.

Wend', o wende den zürnenden Blick!
Hab' ich gezürnt um der Schönheit Stralen,
Die mir entflammten so schmerzlich die Brust?
Könntest du zürnen, wenn heiße Qualen
Suchen in Liebe die heilende Lust?
Reizend in göttlicher Schöne zu blühen,
Flammend in Liebe für dich zu erglühen,
Beides, o Mädchen, ist unser Geschick.

Palingenesie.

Ströme von Blut umwogten die Hyder, sie sank in den Fluten;
Doch aus Fluten, verjüngt, steigt sie gewalt'ger hervor.

Bitte.

Schirm', o Bacchus, den Wein; du, Flora, den Garten; den Fluren
Gib, o Ceres, Gedeihn; schütz', o Diana, den Wald;
Vesta, bewahre das Haus und die Treu; ihr Grazien, weilet
Gern bei dem Mahl; und stets, Nemesis, warne das Herz!

Die Nacht.

Gütige Nacht, du enthüllst in dem Herzen
der Liebe Geheimniß,
Aber die Liebenden selbst birgst du mit
dunklem Gewand.

Hellas' letzte Gabe.

Götter und Heerd, frostscheuchendes Holz,
volknährende Feldfrucht,
Wein und der Waffen Gewalt, raubten
die Räuber dem Land.
Barbarn, das letzte Geschenk, mit frohhin-
gebendem Herzen
Bietet es euch, ein Grab tief im ge-
schändeten Schooß.

Trost.

Welches das schnelleste sey? — der gewaltige
Flug des Gedanken;
Welches die mächtigste Kraft? — heili-
ges Willens Gewalt!

Rath.

Laß das trübe, bange Klagen,
Zürne nicht mit dem Geschicke,
Wenn die schwankend irren Blicke
Nimmer dir das Glück erjagen.

Blicke nicht in weite Fernen,
Ins Vergangne nicht zurück;
Nahes mußt du sehen lernen,
Sonst erjagst du nie das Glück.

Die ferne Braut.

Einsam saß bei Mondes Scheine
Don Rodrigo in der Laube,
Und er dacht' an die Geliebte,
An die ferne schöne Braut.

Und es dufteten die Blumen,
Und es lispelten die Blätter,
Und die Nachtigallen sangen
Von der fernen schönen Braut.

Und des Mondes Schein bestrahlte
Hell den Ort, wo Sie gesessen,
Als er bei dem Abschied küßte
Die geliebte schöne Braut.

„Blumen, eures Sehnens Düfte
Füllen die geliebten Kelche!

Sänger, mit der Liebe Tönen
Ruft ihr eure ferne Braut!"

„Und zu deiner Erde blickest
Liebend du vom Himmel nieder,
Sanfter Mond; mit Liebesblicken
Küssest du die ferne Braut!"

„Leuchte, daß ich meiner Holden
Süßer Liebe Worte sende,
Daß mein sehnendes Verlangen
Spreche zu der fernen Braut!"

Und in finstrer Wolken Schleier
Hüllte sich des Mondes Antlitz.
„Willst du nicht dein Licht mir gönnen
Für die ferne schöne Braut?"

Und der Page stellt die Kerze
Leuchtend hin vor Don Rodrigo;

Und schon greift er nach dem Blatte
Für die ferne schöne Braut:

Da verlöscht mit schnellem Zuge
Eine weiße Hand die Flamme,
Und der Ahnung banger Schauer
Mahnt ihn an die ferne Braut.

„Winkst du mir aus fernen Welten,
Daß du meiner Lieb' entflohen,
Daß der Liebe süßen Worten
Nicht mehr lauscht die schöne Braut?“

Und er schwingt sich schnell zu Rosse,
Und er eilt durch Nacht und Dunkel,
Eilet ohne Rast und Schlummer
Zu der fernen schönen Braut.

Und in Morgensonnenglanze
Sieht er schon das Schloß erglühen,

Und die Fenster, wo sie harrte,
Don Rodrigo's schöne Braut.

Und er schwingt sich von dem Rosse,
Eilt durch schwarz beflorte Pagen,
Und auf schwarzem Sammt gebettet
Sieht er ruh'n die schöne Braut.

Uud er sinkt an ihre Seite,
Und erwachet nimmer wieder.
In des Grabes engem Bette
Ruht er bei der schönen Braut.

Sehnsucht.

Herz, was sehnest du dich?
Nimmer doch kann es seyn;
Liebendes Herz, ach brich,
Nimmer wird sie ja dein.

Hast du sie doch gesehn,
Liebender, trunkner Blick!
Wähltest im Augenblick
Lieben oder Vergehn.

Denn nur bei ihr allein
Ist Glück des Lebens.
O könnt' es, könnt' es seyn! —
Liebendes Herz, ach nein,
Es ist vergebens.

Olenos und Lethäa.

Der schönen Göttinn Bild zu kränzen,
Erscheint mit Lobgesang und Tänzen,
An Aphrodite's Festaltar,
Des frohen Volks vereinte Schaar.
Es hebt verschwieg'ner Liebe Bitte
Des Mädchens ahndungsvolle Brust,
Und lächelnd spendet Aphrodite
Dem Jüngling süße Liebeslust.

Und knieend vor der Göttinn Bilde,
Fleht jeder Aphrodite's Milde;
Des Armen, wie des Reichen Hand
Bringt opfernd frommer Gaben Pfand.
Nur Olenos bleibt an den Pforten,
Fern von des Altars Heiligthum,

Nicht mit Geschenk, noch frommen Worten
Erhebt er Aphrodite's Ruhm.

Nur von Lethäa's Reiz durchdrungen,
Weiht er des Herzens Huldigungen,
Mit froher Hymnen Jubellaut,
Dem holden Jugendschmuck der Braut.
Verherrlicht durch den Glanz der Schönen,
Prangt seiner Väter Königsthron,
Doch wenig dünkt's ihn, sie zu krönen,
Der Liebe gnügt kein ird'scher Lohn.

„Dich nur als Göttinn will ich ehren,
Du lebend Bildniß von Kytheren,
Das keines Menschen Kunst erfand;
Du Götterbild aus Götterhand!
Wärst du den Himmlischen erschienen,
Dir huldigte der Götter Schaar,
Und weihte deiner Macht zu dienen,
Dir den Olymp zum Festaltar.“

„Als Charis deinem Dienst erkoren,
Käm Kypris in dem Tanz der Horen;
und Here's stolze Lilienhand
Umkränzte dienend dein Gewand;
Zu weben goldnes Schleiers Faden,
Der deine Glieder schirmend schmückt,
Wenn in dem Götterquell sie baden,
Pries selbst Athene sich beglückt."

„Doch, unter Menschen willst du wohnen,
Und frommes Herzens Dienst zu lohnen,
Hast du, mit Götterherrlichkeit,
Zum Tempel den Palast geweiht.
Stets soll auf meines Reichs Altären
Nur deiner Gottheit holde Macht
Der Opfer heil'ge Glut verklären
In nie verloschner Flammenpracht."

„Was sollt' ich von den Göttern hoffen?
Elysium steht schon mir offen;

Nicht aller Götter Ueberfluß
Gleicht meinem seligen Genuß.
Sie spenden kalt der Gaben Fülle,
Unnahbar selbst im Aetherreich;
Nur in der Schönheit zarter Hülle
Naht Gabe mit dem Gott zugleich.

Der König spricht's, und ihr zu Füßen
Will er als Göttinn sie begrüßen;
Schon preist, von ihrem Reiz entzückt,
Anbetend sich das Volk beglückt:
Da zittern des Palastes Thürme
Es bebt der Mauern tiefster Grund,
Den Götterzorn verkünden Stürme,
Schwarz öffnet sich der Erde Mund.

Und strenges Blicks, mit Flammenbränden
In hochgehobnen blut'gen Händen,
Tritt in des Königshauses Thor
Der Eumeniden grauser Chor.

Wild kreuzen sich die Feuerblitze
Von ihrer Fackeln Racheglut,
Und zischend nach der Fürstinn Sitze
Zuckt ihrer Nattern gift'ge Wuth.

Doch schnell mit der Verzweiflung Schritte
Hat schaudernd aus der Flammen Mitte
Der König seine Braut entrafft;
Ihn stärkt der Liebe Götterkraft.
Und vor Erinnys' wildem Grimme
Birgt das geliebte Haupt sein Herz;
Er ruft empor, und seine Stimme
Trägt zu dem Götterthron der Schmerz.

„Ward eines Frevels Schuld verbrochen,
Am Schuld'gen werde sie gerochen;
Doch strafet, Götter, nicht die Brust,
Der keines Frevels Schuld bewußt.
Als Göttinn wollt' ich sie begrüßen;
Ist Schönheit nicht Anbetung werth,

So laßt mich mein Verbrechen büßen,
Daß ihre Gottheit ich verehrt!

Doch wollt ihr solchen Dienst verdammen,
Wer zündet euch die Opferflammen,
Wenn, von Olympos' Höhn gesenkt,
Zu Menschen ihr die Schritte lenkt?
Ein Gott ist uns, wer, gleich der Sonne,
Mit Himmelskraft die Welt beglückt,
Und Göttinn, die zu Götterwonne
Durch Schönheitzauber uns entzückt.

Laß nicht dein schönstes Bild zerstören!
Mag sich der Götter Zorn empören,
Kythere, von Erinnys' Pein
Laß nicht der Schönheit Glanz entweih'n!
Mich laß mit Hades' finstern Schauern
Versinken in die grause Nacht;
Doch laß Lethäa's Schönheit dauern
In göttergleicher Himmelspracht.

Und lächelnd höret Aphrodite
Des liebentflammten Herzens Bitte;
Sie scheucht Erinny's wilde Schaar,
Der Königsthron wird ein Altar.
Und staunend, zu des Opfers Brauche
Ergreifet schnell des Königs Hand
Das Weihgefäß mit heil'gem Rauche,
Anzündend den geweihten Brand.

Und wie des Opfers Düfte wallen,
Und Jubelhymnen laut erschallen,
Erbebt vor Kypris naher Macht
Des neuen Tempels Säulenpracht.
Und schnell zu Marmorstein erkaltet,
Prangt hoch, in ew'ger Schönheit Ruhm,
Zum Götterbildniß umgestaltet,
Lethäa's Reiz im Heiligthum.

Weit über Land und Meereswogen
Kam bald der Bildner Schaar gezogen;

Lethäa's Marmorbildniß stand
Als Göttinn bald in jedem Land.
Und in des Urbilds Tempelhallen,
Ein Priester in dem Heiligthum,
Ließ Oleaos stets Hymnen schallen
Zu Kypris' und Lethäa's Ruhm.

Attila und die Azimunter.

Historische Anekdote.

Den besten Staat, wie die beste Frau, erkennt man, nach dem bekannten Distichon, daran, daß man von beiden nicht spricht. Für den ersten Theil der Behauptung geben die Einwohner der kleinen Thrakischen Stadt Azimus, an der Illyrischen Grenze, einen glänzenden Beweis. Die Geschichte nennt ihren Namen nur Einmal, und die Welt erfährt ihr Daseyn nur in der Nachricht von ihrem bewundernswerthen Muthe, der sie über alle Städte ihrer Zeit hoch erhob und ihrem Namen ewigen Ruhm sichert.

Attila hatte mit seinem ungeheuren und siegreichen Heere schon die römischen Grenzfestungen in Illyrien erobert, viele der volkreichsten und blühendsten Städte von Grund aus zerstört, und die Länder vom

schwarzen Meer an, bis an das Adriatische verwüstet und mit seinen Hunnen überschwemmt, als Kaiser Theodosius der Zweite noch ruhig zu Konstantinopel unter Andachtübungen und Vergnügen lebte, ohne den traurigen Zustand seines Reiches zu ahnden oder auf Vertheidigung gegen den unaufhaltsam vorwärts dringenden Feind zu denken. Aufgeschreckt endlich durch die laut werdenden Besorgnisse der Einwohner in der Residenz, und durch die furchtbaren Nachrichten von den Verwüstungen der Barbaren, die sich nicht mehr dem Kaiser verbergen ließen, zog er aus den entlegensten Theilen seines Reiches eine Macht zusammen, der Macht Attila's gleich, und fähig, dem vordringenden Feinde die Spitze zu bieten. Stolz auf den alten Ruhm römischer Waffen, rückte die Armee unter drei Anführern gegen Attila aus. Die Feldherren trotzten auf die bewährte Kriegeskunst des unüberwundenen

Cäsar, die Soldaten auf ihre Menge und die seit Jahrhunderten berühmte römische Disciplin. Allein der römische Name hatte den römischen Geist überlebt. Attila vernichtete in drei Schlachten das große römische Heer, dessen Feldherren des Befehlens so ungewohnt waren, als die Soldaten des Gehorchens, und zog, Verwüstung überall verbreitend, gegen Konstantinopel. Siebzig Städte des morgenländischen Kaiserthums wurden der Erde gleich gemacht. Brand und Blut bezeichnete überall den Weg des Siegers, und die aufsteigenden Flammen leuchteten bald mit ihrem fürchterlichen Schein bis in die Straßen der kaiserlichen Residenz.

Konstantinopel war durch unbezwingliche Mauern beschützt und bot dem kaiserlichen Hof einen sichern Aufenthalt; allein auch die Natur schien zu dem großen Ereignisse der Zeit mitwirken zu wollen. Ein

gewaltiges Erdbeben vermehrte die Schrecken in der Kaiserstadt. Ganze Landstrecken versanken, das Meer entriß sich seinen Ufern, Berge stürzten zusammen. Konstantinopel litt mehr, als die andern, weniger festen Städte; acht und vierzig Mauerthürme fielen durch die Gewalt des Erdstoßes, und die Oeffnung der Mauer hätte einem siegenden Heere ohne Widerstand freien Einzug geboten. Man eilte zwar, die Festungswerke herzustellen; aber den Lehrern der Kirche galt dieses Unglück als Zeichen des zürnenden Himmels, welcher beschlossen habe, die Stadt in die Hände fremdsprechender, abgöttischer Barbaren zu geben. Das Volk verlor den Muth. Theodosius, verlassen von fremder Hülfe, welche die selbstsüchtige Politik des abendländischen Kaiserthums versagte, und zu unkriegerisch, um ein neues Heer aus seinen weiten Staaten zu sammeln und dem Feind entgegen zu gehen, entschloß sich

zu einem demüthigenden Frieden mit Attila. Seine Bedingungen waren: Uebergabe eines langen, funfzehn Tagereisen breiten Stück Landes an der Donau; Auszahlung von sechstausend Pfund Goldes, als Ersatz der Kriegeskosten; Erhöhung des bisherigen jährlichen Tributs von siebenhundert Pfund Gold auf zweitausend Pfund; unentgeldliche Zurückgabe aller gefangenen Hunnen, Loskaufung aller römischen Gefangenen um den Preis von zwölf Goldstücken für den Kopf, und Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge und Ueberläufer, ohne Hoffnung auf Begnadigung.

Leichter waren diese Bedingungen zugestanden, als erfüllt. Die Abgaben, durch welche Attila's Forderung befriedigt werden konnte, gingen sparsam ein, und auf dem langen Wege, aus der Hand des Gebers bis in die Kasse des letzten Empfängers, ging der größte Theil der Summen

verloren. Ungeheure Erpressungen drückten daher das, durch den Reichthum der Günstlinge verarmte Land, und die urväterliche Pracht alter Familien, der glänzende Schmuck der Frauen und das Bedürfniß der Armen, wurde öffentlich verkauft, um die Forderung des Ueberwinders zu befriedigen und dem schwachen Kaiser Thron und Schätze zu erhalten. Drückender noch war die Auslieferung der Ueberläufer, welchen man Schutz versprochen hatte, ohne sie jetzt vor dem martervollen Schicksale, das ihrer bei Attila wartete, anders, als durch zuvorkommenden Tod, schützen zu können.

Das ganze Reich litt unter dieser allgemeinen Noth. Die einzige Stadt Azimus verweigerte ihre Theilnahme an dem schimpflichen Frieden, wie an seinen Bedingungen. Seit dem Einfall der Hunnen hatte diese Stadt, ohne auswärtige Hülfe, bloß durch tapfere Entschlossenheit ihrer Einwohner,

der Verheerung des Feindes widerstanden. Während die andern illyrischen Festungen die Annäherung des Feindes, in träger Ruhe auf des Kaisers Armeen hoffend, erwarteten, fielen die muthigen Azimunter aus ihrer Festung aus, und der, durch schnelle Tapferkeit und kluge Gewandtheit überraschte Feind, mußte jedesmal der kleinern Zahl mit großen Verluste weichen. Der Muth lockte die Muthigen in die Stadt, und den Verlust im Gefecht ersetzten bald die Bewunderer des Sieges. So ward Azimus den Hunnen furchtbar, und die große Kaiserstadt der kleinen Grenzfestung entbehrlich.

Nach geschlossenem Frieden forderte Theodosius von Azimus den Beitrag an Geld, und Attila die Auslieferung der Ueberläufer und Gefangenen. Beides verweigerten die Azimunter, ihr Recht zur Verweigerung durch kräftige Ausfälle auf die Hunnen beweisend, die noch immer die

Stadt eingeschlossen hielten. Entrüstet über den Widerstand einer unbedeutenden Stadt, und müde, gegen sie in unrühmlichem Kampfe zu streiten, drohte Attila dem Theodosius mit neuem Kriege, dafern er die Empörer in Azimus nicht zu ihrer Schuldigkeit anhalten würde. Der tief gesunkene Kaiser sah sich nun genöthigt, Abgesandte an die Azimunter zu schicken und diesen, seinen eigenen Unterthanen, die Unterwerfung unter den Willen des Feindes anzubefehlen. Anatolius berief im Namen des Kaisers die Bürger. „Wie mögt ihr es wagen, unbesonnene Aufrührer, redete er sie an, in dieser Zeit ungeheurer Drangsale, die Noth zu vergrößern, unter welcher das Reich leidet, und das Gemüth eures Beherrschers mit neuen Sorgen und neuer Betrübniß zu erfüllen? Mit welchem Recht entzieht ihr, Unterthanen, euch dem Willen und Beschluß eures Kaisers, den Frieden nicht erfüllend,

durch welchen seine Weisheit euch, wie sein ganzes bedrohtes Reich, vor den verheerenden Folgen des Krieges schützte, indem sie aus dem siegreichen Feind und Ueberwinder einen mächtigen Freund und Bundesgenossen sich erwarb? Euer Widerstand beleidigt die Majestät des Kaisers, eures Herrschers, und reizt den gerechten Zorn des Königs der Hunnen, eures Ueberwinders; von jenem habt ihr die Strafe des Gesetzes, von diesem die Rache, nach dem Rechte des Siegers, zu erwarten. Tollkühnheit, nicht Tapferkeit ist es, wenn ihr allein gegen die zahllosen Heere der Feinde einen unnützen Kampf beginnt; Empörung ist es, nicht Vertheidigung, wenn ihr, nach hergestelltem Frieden, die Waffen gegen ein Volk erhebt, dessen König mit eurem Herrn Freundschaftsbund und Frieden geschlossen hat. Wendet euch daher, ihr Bürger von Azimus, zu eurer Pflicht, eurem Herrn als treue Unterthanen gehor-

chend, und die Bedingungen des Friedens nach eurem Antheil willig und schnell erfüllend. Hoffet dann, bei thätig bezeugter Reue, die Verschonung des siegreichen Helden, und des Kaisers eigenste Verwendung bei ihm für eure Sache und seine Verzeihung."

Die Azimunter hörten Anatolius Vortrag mit der Ehrerbietung an, welche einem Abgesandten ihres Kaisers gebührte. Dann antwortete einer aus ihren Aeltesten: „Höre uns nun auch, Bote des großen Kaisers, denn, weil du uns tadelst, so gebührt uns die Rechtfertigung, und weil du forderst, was wir nicht erfüllen können, die Widerlegung. Du begrüßest uns, Thraker, als Unterthanen des Kaisers vom Orient. Wirf deine Blicke auf das Thrakische Land, und suche, außer Azimus, eine Stadt, in welcher es dir vergönnt ist, zu Bürgern und Unterthanen deines Kaisers zu sprechen; suche

die Kette von festen Schlössern, welche Illyriens Grenze beschützten; und wenn du keine Spur von ihr aus der Verwüstung heraus findest: wessen Werk ist es, daß du hier in sichern Mauern auf deines Kaisers Eigenthum stehen und Tadelworte an uns richten darfst? Könntest du den Kaiser noch Gebieter von Azimus nennen, hätte Azimus ihm nicht selbst dieses Gebiet gegen die Angriffe der Barbaren erhalten? Schilt also unsern Widerstand nicht Empörung, denn nur durch jenen blieb Theodosius unser Kaiser; wir empören uns aber nicht gegen den Herrn, dessen Herrschaft wir uns erhalten, erkämpfen und vertheidigen. Eben so wenig nenne unsern, nicht unterstützten, Kampf tollkühn. Seit dem ersten Einfall der Barbaren standen wir, verlassen von jeder Hülfe, allein gegen den gemeinschaftlichen Feind; daß wir aber nicht erfolglos den Kampf bestanden, bekennt, rühmlicher als

unser Wort, deine Gesandtschaft an uns. Uns war der Feind an Zahl überlegen, aber nicht an Macht; und noch jetzt, in unserer kleinen Schaar, lebt, unbesiegt von den Barbaren, das Reich des Orients. Vernichte daher nicht selbst, indem du dem Feind uns zu unterwerfen unternimmst, deinem Kaiser das Recht auf den Namen des Unüberwindlichen; von uns aber erwarte nicht, daß wir, unbesiegte, dem Frieden eurer besiegten Heere beistimmen und seine Bedingungen erfüllen sollen. Allein haben wir gestritten, allein werden wir auch den Streit enden; wir theilten eure Waffen nicht, so können wir auch nicht euren Frieden theilen. Unerhört wär' es aber, wenn die Sieger um Frieden bitten wollten. Im Kampfe nur sind wir die ersten und eifersüchtig auf den Vortritt; den Anfang der Friedensunterhandlung überlassen wir dem Feinde. Attila kennt unser Schwert: wir werden ihm, wünschte er es,

auch das Wort nicht versagen." — So sprachen die Azimunter, und Anatolius brachte sorgenerfüllt diese Botschaft zu dem Kaiser und zu dem gefürchteten Helden. Attila erstaunte, aber seine Entrüstung wich bald der Bewunderung. Er entschloß sich, mit den muthigen Einwohnern von Azimus selbst in Friedensunterhandlungen zu treten, und diese forderten als Bedingung der gegenseitigen Einstellung aller Feindseligkeiten nichts, als die Zurückgabe zweier der Stadt gehörigen Hirten, welche die Hunnen zugleich mit ihren Heerden geraubt hatten. Attila bewilligte dieses, und forderte dagegen die Auswechselung der von den Azimuntern gefangenen Hunnen. Doch wenig fehlte, daß der Krieg von neuem ausgebrochen wäre, denn auf beiden Seiten behauptete man, die Gefangenen seien nicht mehr vorhanden. Müde des Streites mit der einzelnen Stadt, trat Attila in die Versammlung der Bür-

zer. „Männer von Azimus, redete er sie an, ihr kennt Attila's Macht, euren Muth habt ihr meinem Volke und mir bewiesen. Ihr könnt dem Feinde widerstehen, aber niemals ihn vernichten; ich kann euch verheeren, aber nicht besiegen. Laßt uns daher, die wir den Frieden wollen müssen, nicht um die Bedingungen uns entzweien. Ihr fordert eure Hirten: sie sind gesucht, aber nicht gefunden. Sendet selbst Abgeordnete, sie zu suchen, in mein Lager, und überzeugt euch von der Wahrheit meiner Rede! Dann gebt mir eure Gefangenen aus meinem Volke zurück. Wollt ihr aber, stolz auf das Glück eurer Waffen, meinen gebotenen Frieden verschmähen, so hoffet nicht, daß Attila, der des Kriegesgottes Schwert führt, seinen Arm zu schwach fühle, euch zu vertilgen.“ — Die Azimunter antworteten ihm schnell mit besonnener Entschlossenheit: „Wir entziehen uns, o Attila, deinem Frieden nicht,

auch würden wir die Gefangenen deines Volkes dir nicht vorenthalten, wären sie selbst noch lebendig unter uns. Allein, mißtrauend jedem Feinde, ist es Sitte bei uns, alle Gefangene und Flüchtlinge zu tödten. Ein gleiches widerfuhr den Männern, welche du von uns forderst. Doch verlangen wir nicht, daß du unserm Worte glaubest; auch trauen wir dem deinen nicht. Denn wir sind Feinde und kämpfen billig gegen einander mit Gewalt oder List. Aber der Götter Freundschaft suchen wir Beide, und scheuen uns, sie mit Betrug zu täuschen, ob es uns auch Nutzen schaffe. Darum schwöre du uns bei deinen Göttern, daß du wahres Wort gesprochen hast, so glauben wir dir, und sichern dir unser Wort gleicherweise mit den uns heiligen Eiden."

Die Eide wurden nun gewechselt. Die Azimunter führten dem Attila zwei aufgefundene Hunnen aus ihrer Gefangen

schaft zu, und von dem stolzen Hunnenkö-
nig geachtet, stand Azimus, frei und un-
versehrt, allein in dem weiten Felde der
Verwüstung.

Die Wahrsagerinn.

Manche Gestalt, zu bethören die Sterbli-
chen, borget sich Amor;
Fliehst du den Freundlichen, bald hat
dich der Ernste bestrickt.
Frühlingsblumengefild' durchschwärmet er,
lauscht in der Wildniß
Felsengeklipp, durchschifft länderumar-
mende Flut;
Goldenes Fürstenpalasts schönprangende Mar-
morumsäulung
Wählet der Mächtige, gleich binsenbe-
grünetem Dach.
Bald aus Vögelgesang in dem Lusthain ruft
er die Menschen,
Bald aus wildes Geklüfts Giftbasilis-
kengezisch.

Einst, Amarante, o nimmer vergeſſ' ich es! lehrte des Gottes
Liebesgebot uns dumpf murmelnder Zauberinn Spruch.
Wunderberühmt weiſſagte ſie weit. Ihr war die Geſtirnbahn
Linienſchrift in der Hand waltendes Völkergeſchicks.
Blutiges Schlachtengewühl vorſchaute ſie; Königen fernher
Grauſenden Thronumſturz drohendes Todmeteor
Flammt ihr blaſſes Kometengeſtirn; umſprühender Lichtdocht
Häusliches Heerds Trübſal, Aftergeſchwätz und Verdruß.
Muthwill führte dich hin, mit der Schaar neugieriger Mädchen,
Liebesgeſchick zu erſpähn, künftiges Gatten Geſtalt,

Aus des Vergangenen Bild in des magi-
schen Dunkels Umhüllung:
Denn das Bekannteste schaut gern in
dem Bilde der Mensch.
Aber es schreckte der Nacht weitschattender,
dunkeler Mantel
Euch von den einsam, tief ruhenden
Straßen zurück,
Bis mit Betheurungswort unbrüchliches ewi-
ges Schweigens
Ihr zu begleitendem Schutz mich, den
Erwählten, geweiht.
Armumschlungen, gesichterverhüllt mit den
schimmernden Tüchern,
Wandelten wir, schalkhaft lachten die
Mädchen des Streichs.
Sollt' ich beschreiben den Weg, nicht gnügte
der Raum; an die Gäßchen
Reihten sich Gäßchen, dem Stral tagen-
des Lichtes zu eng.

Endlicher schien, rauchschwarz und berußt, die
sibyllische Wohnung;
Tappend stolperten wir klappernde Stu-
fen hinauf.
Gästeverrathend erscholl das Gebell lautlär-
mendes Schooßhunds;
Bald, öllampenerhellt, thaten die Pfor-
ten sich auf.
Lächelnd winkte zum Tisch die Bewohnerinn.
Sitzend im Lehnstuhl,
Goß sie des Lieblingstranks tassenbezeich-
nende Flut.
Mengte dem Wasser, dem klardurchsichtigen,
gallerndes Eiweis,
Legte mit ordnender Hand fertiges Kar-
tengemisch.
Rockenumhüllenden Flachs auflockernd, ballte
sie Kugeln,
Hochaufsteigende, fügt bräutlicher Fin-
ger die Glut.

Mäd-

Mädchengelüst weissagte den Horchenden nun
die Sibylle:
Günstiger Buhlschaft Glück, fälschlichen
Liebesverdacht,
Häusliche Ruhe dem blonden Gelock; braun-
ringelndem Haupthaar
Fernherwinkendes Loos brautlicher Feier-
lichkeit;
Heimliches Kummers Trost sanftklagendem
Lilienantlitz;
Nachtdurchschwärmenden Tanz blühen-
dem Rosengesicht.
Doch dir gnügete nicht, Amarante, der täu-
schende Wortschwall;
Wahres Geschicks Zukunft wolltest im
Bilde du schaun.
Flammendes Augs aufhob sich die Zauberinn;
zweifelbeleidigt
Zürnte sie dir, und Verrath sinnend, er-
griff sie die Hand,

Beugte die rosigen Finger zurück, purpurner Bezeichnung,
Auf alabasternem Grund, zarte Gewinde zu schaun.
Götter, wie frech entweihte das niedliche Händchen der Unhold!
Zierlichen Grübchen verhieß lastende Beutel der Spruch;
Purpurlinien, ehrendes Glück. Wahnsinnige Thorheit!
Stralender Sonne verheißt sonnigen Stral der Prophet!
Ehrendes Glück, glückseligen Ruhm ausspendet die Schönheit,
Glücklich, welchem sie naht, Himmlischen gleich, wen sie liebt!
Doch, nie hege der Mensch den vermessenen Wahn, zu beglücken,
Was zu beglücken die Welt gütige Götter gesandt.

Uebelverhehlt, aus finsterem Blick sprach mir die Gesinnung;
Aber es drohte der Zorn mir chiromantischer Kunst:
Meine Gestalt ausspähte die Zauberinn bald in dem Händchen,
Nicht zu verkennen, da scholl lautes Gelächter umher.
Schnell entzogst du die Hand und erröthetest. Aber es stillte
Nichts der Sibylle Geschwätz. Immer verfolgte sie dich,
Drohend neuen Verrath dem enthülleten Liebesgeheimniß,
Weil der geheimeren Kunst sichere Macht du verkannt.
Nichts half läugnen, sie zürnte darum mit erneueter Drohung;
Sollte sie schweigen, bestürmt mußtest du Liebe gestehn.

Auch mich drängte die Zornige nun zu dem Liebesbekenntniß;
Blöde verhaltenes Wort löste der glückliche Zwang.
Leicht, an den Anfangsschritt, den gewageten, schließt sich der Fortgang;
Bald, in der Lilienhand, las ich das süßeste Glück,
Las in dem freundlichen Aug willkommener Liebe Gestattung,
Küßte vom Purpurmund liebegewährendes Wort.
Dank chiromantischer Kunst, und dem Rachegelust der Prophetinn!
Also begünstige stets zürnenden Feind das Geschick!

Die Versuchung.

1.

Unter Felsen saß der Sohn des Himmels,
Voll Begeistrung göttlicher Gedanken;
Fern von Menschen und der Welt Getümmel,
Wollt' er hier das Göttliche vollenden,
Das allmächtig ihm den Geist erfüllte.
Vierzig Tage hatt' er in der Wildniß
Der Natur geheimen Gang erforschet,
Vierzig Nächte hatt' er in Beschauung
Des Unendlichen entzückt durchwachet,
Selten nur gestärkt von kurzem Schlummer,
Spärlich nur von karger Kost genähret,
Wie der Wüste nie gepflügter Boden,
Wie des Felsen harter Grund sie reichte.
Da verlangt ihn, mitten unter hohen

Großen Bildern der Natur, nach Speise,
Wie die Blume, stralend in des Thaues
Perlen sich nach Regen dürstend sehnet.

Sieh, da trat zu ihm der Geist der
Erde,
Sich des leichten Siegs voraus erfreuend,
Und er sprach mit freundlich süßer Miene.
Wie, mein Lieber! muß der große Meister
Hier verschmachten in der öden Wildniß?
Will die Gegend, die romantisch große,
Nur die Augen, nicht den Geist ergetzen?
Wollen nicht die dicht verwachsnen Gründe,
Nicht des Waldstroms wildempörte Fluten
Speise dem geweihten Sänger reichen?
Hier bewährt sich, wen als wahren Meister
Und als Weisen man mit Recht soll ehren!
Blicket dorthin, Freund, in jene Gegend,
Wo in hohem Gras und fettem Futter
Mühsam nur die schweren Rinder waten,
Wo des reifen Halms gebogne Aehren
Müde harren auf den Stahl des Schnitters,

Und im Garten sich die starken Aeste
Fruchtbeladen erdwärts niederbeugen
Und der Arbeit süßen Lohn mir bieten.
Dort wird bleicher Mangel nie die Wohnung
Mit dem thät'gen Hausherrn lästig theilen!
Ist es nun mit eurer Kunst und Weisheit
Etwas Großes; laßt uns Proben sehen!
Schaffet Brot aus diesen Steinen, pflüget
Diesen Boden, bauet Klee und Futter,
Daß im Stalle sich das Vieh ernähre,
Und es nicht auf Bergen unnütz kletternd
Seinen köstlichsten Ertrag vergeude.
Legt die Axt an jene hohen Eichen,
Daß sie jungen Anwuchs nicht verhindern;
Pflanzt dann Bäumchen, die bei eurem Leben
Oft gefällt, euch immer Nutzen geben.
Nimmer müßt ihr dann, wie jetzo, darben,
Und gefüllt bleibt Scheune, Küche, Beutel.
Gütig blickt auf ihn der Sohn des Himmels,

Schaut dann in der Wälder heil'ges Dunkel,
Und auf wolkenhohe Fels-Colossen,
Und gestärkt durch solchen Anblick spricht er:
Mehr ist ja das Leben denn die Speise,
Und der Mensch lebt nicht allein von Brote!
Wo er nur des Ew'gen Bild erblicket,
Wo ihm Gottes mächt'ger Hauch begegnet,
Da ist Nahrung für sein inn'res Leben!
Höhnend schied von ihm der Geist der Erde.
Und der Sohn des Himmels blickte freudig
In die Gegend; und die ew'gen Bilder
Aller Wesen traten schön, wie Götter,
Vor die Augen des entzückten Sängers,
Und er sang die ewigen Naturen.

2.

Wieder trat zu ihm der Geist der Erde,
Doch verändert an Gestalt und Miene.
Freundlich sprach er zu dem Sohn des Himmels:

Schön ist's, junger Freund, von euch und löblich,
Daß ihr früh der Musen Dienst euch widmet.
Manches las ich schon von euch, was Feuer
Und Talent zur Dichtkunst mir verrathen.
Doch, verzeiht! Zu hoch trägt euch der Flügel
Der Begeist'rung, daß der Menschen Augen
Euch im unermess'nen Blau verlieren.
Blickt nur selbst herab, da, wo ihr meinet,
Daß des Tempels Zinne ihr erstiegen,
Ob ihr wohl noch deutliche Begriffe
Seht in solchem schwindelnd tiefen Abgrund.
Seid ihr wirklich groß, so macht die Probe:
Lasset euch herab von dieser Höhe,
Löst den Vers in Prosa, was Ideen
Stolz ihr nennt, zergliedert in Begriffe,
Werft auch weg poetische Verzierung,
Reim und Rhythmus und die Pracht der Worte.

Habt ihr diese Probe kühn bestanden,
Dann wird man als Dichter euch verehren.
Darum laßt das allzuhohe Wesen;
Planes liebt man, hocherhabnes langweilt:
Denn zum Ausruhn liest man, nicht zur
Arbeit,
Und ihr les't ja selbst im Buch geschrieben:
Lasset euer Licht vor Menschen leuchten;
Ist zu sagen: schreibt, daß sie's begreifen.

Lächelnd blickt auf ihn der Sohn des
Himmels:
Wiederum — so spricht er — steht geschrie-
ben:
Nichts vernimmt der Mensch, der Unge-
weihte,
Von dem Geiste Gottes, Thorheit ist's ihm;
Er begreift es nimmer, denn nur geistig
Wird der Geist vernommen und gerichtet.
Still ergrimmend schied der Geist der Erde,
Und der Sohn des Himmels blickte freudig

Zu den Sternen, und die ew'gen Lichter
Füllten ihm den Geist mit Himmelsklarheit,
Und er sang des Geistes ew'ges Wesen.

3.

Und noch einmal trat der Geist der Erde
Vor den Sohn des Himmels, und er führt' ihn
Auf des hohen Thrones gold'ne Stufen,
Zeigt ihm machtverheißende Diplome,
Titel, Stern' und gold'ne Gnadenketten,
Und was sonst den eitlen Sinn erfreuet;
Sprach hoffärthig dann zum Sohn des Himmels:
Schaue hier der Herrlichkeiten Fülle;
Dieses, und noch mehr, will ich dir geben,
So du meinem Dienst allein dich weihest,
Meine Macht und meinen Ruhm nur preisest,
Meinen Namen im Gesang verherrlichst:
Denn die Menschen lauschen deinen Worten,
Und du sprichst zu ihrem Herzen mächtig.

Da ergrimmt im Geist der Sohn des Himmels:
Weiche von mir — sprach er — denn die Geister
Meiner Brust empören sich der Läst'rung.
Nur dem Ewigen gebührt die Ehre,
Nur von ihm erglüht des Dichters Busen!

Wild verließ ihn nun der Geist der Erde,
Und der Sohn des Himmels blickte sehnend
Auf zum Vaterland, und sel'ge Geister
Stiegen nieder, mit des Himmels Kränzen
Des erwählten Sängers Haupt zu schmücken.

Kleine Gedichte.

Skolien.

1.

Laß trübsinnigen Gram, sieh wie der Wald
grünende Wipfel hebt,
Schon aus südlichem Land nahet die Schaar
singender Vögel sich;
Selbst nun kränze das Haar, hebe das Aug'
froh zum Olymp empor,
Nur bei fröhlichem Sinn wohnet die Schaar
blühender Mädchen gern.

2.

Es blüht die hohe Linde
Vom Urvater gepflanzet;

Es blüht die dunkle Laube,
Im Lenz fröhlicher Jugend
Verborgnem Kuß geflochten;
Es breitet weit der Obstbaum
Die vieljährigen Aeste,
Und mehrt mit jedem Frühling
Die reiche Pracht der Blüthen,
Und jede Blüth' ist Liebe.
Warum willst du die Liebe,
Die süße Liebe meiden,
So lang' in Todesfesseln
Dir nicht die Glieder starren?

3.

Einst glüht' ich von Liebe zum Mädchen,
Doch ich fand sie treulos;
Sie buhlte mit feurigen Knaben,
Mich beschlich das Alter.
Da gab ich der Liebe den Abschied,
Doch es schilt das Mädchen,

Denn ich buhle mit feurigen Weinen,
Gleich mit gleich vergeltend.

4.

Klaget dem Jüngling,
Welchen die schwarzen
Wilden Harpyien
Blühendes Lebens
Freuden entrissen.
Nimmer begegnen
Nun in der Waldung
Heimlichem Dunkel
Mädchen der lieblichen
Göttergestalt.

Sonet.

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde:
Zum Himmel kehrt es, wo es hergekommen,
Der niedern Erde wird es bald entnommen,
Daß mit dem Ew'gen es vereinigt werde.

Die Menschen sehn, mit trauriger Geberde,
Das Licht verlöschen, welches kaum ent-
glommen;
Doch haben sie ein Trosteswort vernommen:
Dort heiligt, was Entzücken hier gewährte.

Vergebens flehn einst heil'ge Lieb' und Wahr-
heit,
Am Tag des Weltgerichts den Zorn zu lin-
dern,
Denn unter Menschen konnten sie nicht woh-
nen;

Das Schöne nur in unbefleckter Klarheit
Kann Mittler werden zwischen Gott und
Sündern,
Drum eilt es hin, wo Lieb' und Wahrheit
thronen.

Vergänglichkeit.

Freuden und Leid, abwechselndes Loos schnell-
flüchtiges Lebens,
Wogen in buntem Gemisch Götter den
Sterblichen zu.
Freue des farbigen Spiels sich Jeglicher.
Alles verweht schnell,
Treu bleibt nimmer die Lust, nimmer
der schmerzliche Gram.

Devisen.

Bücherballen.

Jahrlang ruhten wir still; jetzt gehn zum
Zerreißen wir schnell ab,
Nun zum Zerreißen die Zunft packender
Krämer uns sucht.

Zigeuner.

Wenn du schweigen kannst und ruhig tragen,
Wird kein Mensch dir Böses thun noch sagen.

Teufel.

Ihr meint, ich komm', um eure Seelen mir
zu fangen?
Ist doch nach keiner Mücke noch das Licht
gegangen!

Lindwurm.

Was stichst du mich Sankt Jörg? machst du
aus faulem Moor
Nicht beßres Land, so wachs' ich grimm'ger
bald hervor.

Kannengießer.

Tadelt nicht die Heeresführer, denn sie thaten, was gebührt,
Niemals ward Armee und Bürger so von ihnen angeführt.

Schorsteinfeger.

Jauchzend steh' ich und sehe mich um auf oberstem Gipfel;
Doch, kaum hab' ich gejauchzt, muß ich zur Tiefe zurück.

Cicade.

Nicht die süßen melodischen Kehlen
Schützen die Lerchen vor schmählichem Tod;
Sollt' es Cicaden, die schrillenden, quälen,
Wenn ein gleiches Geschick sie bedroht?
Tief in dem Innern zu rühren die Seelen,
Keines Sterblichen Brust zu verfehlen,
Gab, begünstigend, nur Philomelen
Phöbus, der liedergewaltige Gott.

Druckfehler
im ersten Bande der Cicaden.

S. 179 Z. 8 statt lächelnden Hauch, lies lächelnden Mund.

S. 180 Z. 10 st. unzeitiger, l. unzeit'ger.

S. 182 Z. 6 st. du ereilst die, l. du ereilst dir.

S. 283 Z. 3 v. u. st. Grauen, l. Grau'n.

S. — Z. 1 v u. st. schauen, l. schau'n.

S. 284 Z. 3 st. erbauen, l. erbau'n.

S. 335 Z. 1 st. Aus des Vergangenen, l. Auch des Vergangenen.

S. 336 Z. 1 st. Endlicher schien, l. Endlich erschien.

S. — Z. 6 v u. st. fertiges, l. farbiges.

S. 337 Z. 4 v. u. st. Flammendes Augsaufhob, l. Flammendes Aug's aufhob.





